This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

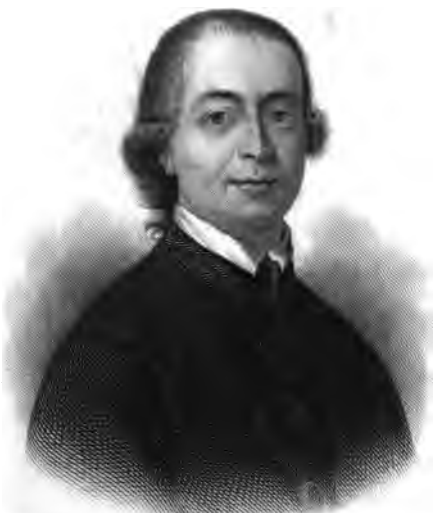
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

OXFORD UNIVERSITY

ST. GILES', OXFORD OX1 3NA

Fiedler Adds. III A. 191

207



J. G. von Herder.

Johann Gottfried Herder.

Eine Biographie

von

W. Neumann.

Vergiß dein Ich; Dich selbst verliere nie. Nichts Größeres konnt' aus ihrem Herzen Dir die reiche Gottheit geben, als Dich selbst.

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
28 FEB 1984
OF OXFORD
LIBRARY

Johann Gottfried Herder.

Erſter Abſchnitt.

Herders Jugend- und Studienzeit.

Die erſte Hälfte des vorigen Jahrhunderts war verhältnißmäßig die unfruchtbarſte, inhaltsloſeſte Zeit der ganzen deutſchen Literatur. Es war, als ob eine ſolche Erſchöpfung hätte vorher eintreten müſſen, damit in dem Zeitraume dieſer Erſchöpfung jene Reihe von Männern erzeugt werden konnte, welche die andere Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrem Reichthum von geiſtigen Werken und geiſtigem Wirken erfüllten.

Zu dieſen Männern gehört auch Johann Gottfried Herder, einer von den fünf, welche ſich den Namen

der „Deutſchen Klaſſiker“ nicht blos durch die Cottaſchen Druckereien erworben haben — einer von den fünf, welche, als noch ringsum die Welt im Dunkeln lag, gleich von der Morgenſonne vergoldeten, beleuchteten höchſten Bergſpitzen ihren Glanz weit in das Dunkel der Ebene werfen.

In dieſen fünf Männern repräſentirt ſich insbeſondere je eine beſtimmte, ſtark ausgeprägte Geiſtesrichtung und geiſtige Thätigkeit. Leſſing iſt der unermüdliche Kritiker, der Vorkämpfer des echten, wirklichen deutſchen Styls, der mit dem deutſchen Weſen ſo innig verwandt iſt. Wieland bringt den guten deutſchen Humor zu Ehren; Goethe iſt der hohe Meiſter der Form; Schiller iſt der Dichter der ideellen Freiheit; Herder nähert ſich Leſſing in ſeinen Verdienſten um die deutſche Sprache, vertritt aber insbeſondere eine gewiſſe theologiſche Richtung eben auf dem Felde der ſchönen Wiſſenſchaften. In unſerm Buche haben wir es nun mit Herder dem Menſchen und Herder dem „deutſchen Klaſſiker“ in ſeiner geſammten Erſcheinung zu thun. —

Johann Gottfried Herder wurde am 25. Auguſt 1744 zu Mohrungen, einem kleinen Städtchen in Oſtpreußen, geboren. Sein Vater war daſelbſt Mädchenſchullehrer; ſeine Mutter, Anna Eliſabeth, die Tochter eines Huf- und Waffenſchmieds derſelben Stadt.

Beide Eltern, feineren Gemüths als man gewöhnlich in solchen Verhältnissen es findet, erhoben sich über ihre Umgebung in Bezug auf ihre Bildung, und suchten ihren Kindern, deren sie nach dem Tode eines Sohnes und einer Tochter noch drei, Gottfried und seine zwei Schwestern, hatten, eine möglichst gute Erziehung zu geben. Gottfried besuchte die Stadtschule seines Geburtsorts, welche unter Leitung des Rectors Grimm stand, und zeichnete sich bereits in früher Jugend durch eine außerordentliche Lernbegierde aus, die ihn trieb, alle nur möglichen Bücher, deren er habhaft werden konnte, zu lesen. Die Lust an der Natur war bei ihm nicht minder ausgeprägt, und oft hat Herder sich in der Jugend mit dem Buch in der Hand auf den blühenden Kirschbaum gesetzt und seine Lust am Lernen wie die an der schönen Frühlingsnatur mit Freude gestillt.

Den ersten wesentlicheren Eindruck auf den Knaben machte der Religionsunterricht, welchen ihm der Prediger Willamovius ertheilte; von noch größerer Bedeutung für den jungen Herder sollte indeß ein Verhältniß werden, in welches er zu einem andern Prediger seiner Vaterstadt trat, dem Diakonus Treschо. Dieser nahm ihn als eine Art Famulus zu sich, und hatte Herder von dem mürrischen, hypochondrischen Manne selbst auch keinen Vortheil weiter, so stand ihm doch

die Bibliothek deſſelben zu Gebote, was ſeiner Lern- und Leſebegierde ſehr erwünſcht war. Hier lernte er denn wenigſtens das eine und andere Buch kennen, was um jene trübe und dürre Zeit von gewiſſer Bedeutung war, insbeſondere die Werke Kleiſt's, des Dichters, den Herder noch lange nachher ſehr hoch verehrte.

Der Diakonus Treſcho hat mancherlei aus der Jugendzeit Herders berichtet, wir wollen nur eine ſeiner Mittheilungen hier anführen, in der Treſcho erzählt, wie er zuerſt zu einer gewiſſen beſſern Erkenntniß ſeines jungen Famulus gekommen ſei.

„An einem Abend", erzählt er, „da Herder mit brennendem Licht in ſeine Schlafkammer ging, empfand ich eine geheime Unruhe, ob er auch vergeſſen möchte, das Licht, wenn er ſich zu Bette gelegt hätte, auszulöſchen. Nach einer halben Stunde ſchlich ich mich in ſeine Kammer, und welcher Schrecken! ich fand ihn, bis auf's Hemd entkleidet, auf dem Deckbett in tiefem Schlaf — um ihn herum eine Menge alter und neuer Bücher, zum Theil aufgeſchlagen, auf dem Fußboden liegen — und in der Mitte derſelben das brennende Licht! Wie froh war ich, jedem möglichen Schaden zuvorkommen zu können! Ich durchſah die Bücher, es waren meiſtens, ſo weit ich mich erinnere, griechiſche und lateiniſche Klaſſiker und mehrere deutſche Dichter.

Ich löſchte das Licht aus und ging zu Bette. Natürlich mußte mir hiebei die Ueberraſchung, was eigentlich für ein Geiſt in meinem lieben Herder athme, über alles angenehm und doch zugleich kummervoll ſein; die kleine Warnung, die ich ihm am Morgen wegen ſeiner Unvorſichtigkeit gab, war bald geendet. Auf die Frage, ob er fähig ſei, dieſe Bücher zu benutzen? antwortete er blos einſylbig, daß er ſich Mühe gebe, ſie zu verſtehen. Und nun entdeckte ich, daß ich ſtatt eines Mohrung'ſchen lateiniſchen Schülers einen Mann vor mir ſehe, der durchaus in eine ganz andere Entwicklungsſchule ſeines großen Geiſtes verſetzt werden müßte, wenn nicht eine Art von Geiſtesmord an ihm verübt und ein Leben in ſeinen erſten Athemzügen erſtickt werden ſollte, welches zu großen Zwecken geſchaffen ſchien. — — Ich beſchäftigte ihn von da an in ſeinen müßigen Stunden wenigſtens ſo, daß er Kenntniſſe erlangen konnte, die er vorher zu ſammeln, keine Gelegenheit hatte. Alles von gedruckten und ungedruckten Sachen bei mir ſtand ihm frei zum Leſen.

Es fand ſich bald darauf ein neuer Anlaß, ihn näher in ſeinem großen Talent kennen zu lernen. Ich hatte ein Flugblatt: *Geſchichte meines Herzens*, an den Buchhändler Kanter in Königsberg zu ſchicken. Der junge Herder übernahm das Abſchreiben,

Verſiegeln und Wegſchicken deſſelben. Ein paar Poſttage hernach ſchrieb mir Kanter: „er habe in einem Paquet ein Gedicht: An Cyrus, den Enkel Aſtyages, voll Geiſt und Salbung gefunden, es ſogleich abgedruckt und mit großem Beifall der Kenner ausgegeben; er bät mich, ihm den Verfaſſer zu nennen.“ — Und wer konnte dieſes anders ſein als Herder! — Er läugnete es nicht, ward roth und lächelte.“

Der Trieb zum Lernen, welcher in Herder ſo tief begründet war, ließ ihn natürlich lebhaft wünſchen, ſich einem Studium hingeben zu können. Er meinte bei ſich das der Theologie; die Armuth ſeiner Eltern jedoch ſchien das unmöglich zu machen, und als er noch in ſchwerem inneren Kampfe um ſeine Zukunft lag, kam ihm ein Anerbieten, welches einſtweilen entſcheidend hier einwirken ſollte.

Um jene Zeit ſtand ein von den Schlachtfeldern des ſiebenjährigen Krieges zurückgekehrtes Regiment Ruſſen in Mohrungen, deſſen Regimentschirurgus, nach einigen übereinſtimmenden Quellen Schwarzerloh mit Namen, den Diakonus Treſcho kannte, und bei ihm auch den jungen Herder kennen lernte. Er fand Gefallen an ihm, und bot ihm an, ihn mit ſich zu nehmen.

Herder ſchreibt darüber ſelbſt: „Nachdem der

Regimentschirurgus sich von meinen Kenntnissen näher unterrichtet und mich im Latein gut gefunden hatte, that er mir den Vorschlag, er wolle mich nach Königsberg mit nehmen, mich die Chirurgie lehren, und mir für mein krankes Auge Hülfe leisten; dafür soll ich ihm gleich nach unserer Ankunft daselbst eine medicinische Abhandlung in's Latein übersetzen; auch wolle er in der Folge, wenn ich mehr Lust zur Medicin habe, mir dazu helfen, daß ich sie in Petersburg unentgeltlich studiren könne."

Herder nahm dies Anerbieten an, im Frühjahr 1762 verließ er Mohrungen und sein elterliches Haus — Vater und Mutter sollte er nicht wieder sehen.

Indeß fand er gar bald, daß er für die Chirurgie nicht tauge. An den Operationen hatte er Ekel, bei einer Section fiel er in Ohnmacht. Ein höheres Gefühl in seinem Innern trieb ihn, das Verhältniß zu dem, der in gutem Glauben ihm ein Wohlthäter werden wollte, zu lösen — es war ihm eine andere Bestimmung zugedacht, das empfand er mit aller Lebhaftigkeit. Sehr treffend sagt ein deutscher Schriftsteller: „Zu Aerzten wollten sich Herder und Schiller bilden; aber die Gottheit sprach: es giebt tiefere Wunden der Menschheit, und Beide wurden — Dichter."

Mit der ganzen Schüchternheit und Zartheit seines

Gemüths löſte Herder die Beziehungen zu dem Regimentschirurgus. Er hatte in Königsberg einen Landsmann und früheren Mitſchüler gefunden, Emmerich mit Namen, welcher ſich ſeiner annahm und ihm auch auf Herders Mittheilungen hin den Rath gab, ſich auf ſeine eigene Hand dem theologiſchen Studium zu widmen und als Student inſcribiren zu laſſen. Herder wagte es mit plötzlicher Entſchloſſenheit, unterwarf ſich mit gutem Erfolg einem Examen, und wurde am 9. Auguſt 1762 als Student inſcribirt. Sein ganzes Vermögen, in drei Thalern und einigen Groſchen beſtehend, wurde auf die Inſcriptionsgebühren verwandt. Nun begann er mit größtem Eifer ſich dem Studium der Theologie hinzugeben; einige Unterrichtsſtunden, welche ihm Emmerich verſchaffte, gaben ihm ſeinen dürftigen Unterhalt. Am meiſten zogen ihn die Collegien des Philoſophen Kant an, indeß auch die Profeſſoren Lilienthal und Arnold wurden von ihm beſonders hoch verehrt.

Im Frühjahr des folgenden Jahres erhielt Herder eine Anſtellung als Lehrer am Collegium Fridericianum, und war er jetzt wenigſtens gegen Nahrungsſorgen geſchützt; Bekanntſchaften mit dem Buchhändler Kanter, mit Hamann und andern angeſehenen Männern Königsbergs machten ihm nach und nach ſein Leben angenehmer und waren ihm auch in Bezug auf ſeine Stu-

dien von großem Nutzen. Der Buchhändler Kanter druckte Gedichte und kleinere Aufsätze von ihm gegen Honorar in der Königsberger Zeitung ab; Hamann hingegen wirkte anregend und stärkend auf ihn ein und gab ihm englischen Unterricht, so daß er bald den Shakspeare in der Ursprache lesen konnte.

Neben diesen beiden Männern war noch ein voller Kreis von Jüngeren versammelt, unter denen der bescheidene Herder die erste Stelle einnahm. Einer seiner Universitätsfreunde, der spätere Kriegsrath Kurella, entwirft mit wenig Zügen ein Bild Herders aus jener Zeit. „Herder", heißt es da, „war allerdings mein innigstgeliebter Umgangsfreund. Wir waren die Zeit, da er Lehrer im Collegio Fridericiano war, fast täglich beisammen, und es war uns dieser Umgang ein ordentliches Bedürfniß. Ein Mann von dem Geiste des Verewigten, genährt und gereift im Umgang der alten Klassiker und der besten deutschen Schriftsteller: von dem hellsten Kopf, von einem glücklichen Temperament und gefühlvollen Herzen, voll glühender Einbildungskraft, die nie in Schwärmerei ausartete, voll der edelsten Gesinnungen, und recht geschaffen zur Freundschaft — der mußte einen Jüngling fesseln, der mit seiner Denkart völlig harmonirend, und von ähnlichem Temperament, ganz con corde und con amore an ihm hing. Unsre verlebten Stunden waren die

seligsten. Der gewöhnliche Gegenstand unserer Unterhaltung waren die schöne Literatur und die neuesten kritischen Journale, die ich von einem Freund unsers Hauses geliehen erhielt, und ihm allemal mittheilte. Wir waren dann bei einer Tasse Thee (den ich von einigen vermögenden Freunden in vorzüglicher Güte erhielt und für meinen Herder aufsparte), froher als mancher leere Kopf bei einer Flasche Tokaier. Seine Superiorität benutzte ich mit Heißhunger, und sein Umgang trug sehr viel zu meiner Ausbildung bei: denn er war schon damals eine lebendige Bibliothek. Die Welt war für uns nicht da, wir waren beisammen uns alles, und froh, wenn die Stunde schlug, die uns in die Arme führte; im Herbst und Winter gewöhnlich um fünf Uhr Nachmittags. Auch waren wir immer allein beisammen, weil ich nur meinen Herder hören wollte, dessen süßer Ton mich ganz hinriß, und dessen großer Geist alles umfaßte. Dieser selige Umgang, als wenn wir schon in höhern Sphären wären, währte beinahe zwei Jahre, wo wir getrennt wurden. Ich habe Herdern immer sich gleich, immer heiter und froh sich mittheilend gefunden, stets strenge sittlich. Wenn zuweilen meine muntere Laune muthwillig ward, so lächelte er zwar auch, wußte aber sogleich durch die zarteste Wendung sie in ihre Schranken zurückzuführen. Der Geist der Re-

ligion und Humanität umwehte ihn überall. — Wir wurden ein paar Jahre nach dem Tod meines Vaters (der öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hiesigen Universität gewesen war) mit einander bekannt. Der einzige gerechte Schmerz, den ich bis dahin erlebt hatte, war der Tod dieses braven und gelehrten Vaters, mit dem meine Stütze in's Grab sank. Herder, den ich von diesem Verlust einstmals unterhielt und ihm im vertraulichen Gespräch erzählte, daß ich einst nach des Vaters Tod, in trauriger Erwartung der Dinge, die da kommen würden, in finstern Betrachtungen am Fenster gestanden, und das Schneegestöber, welches in der Nacht mein Fenster umstürmte, ein sonderbar heiliges Schaudern und Schrecken in mir erregt hatte. Er hörte dieses aufmerksam an, weinte mit mir, tröstete mich herzlich, und eilte dann davon. Er kam bald wieder; wir unterhielten uns über andere Dinge, sehr angenehm wie gewöhnlich, und er ging früher wie sonst zu Hause. Nachdem ich noch in meinem einsamen Zimmer auf- und niedergegangen war, nahm ich eines der Bücher, die auf dem Tische lagen und fand in einer bezeichneten Stelle einen Zettel von Herders Hand: Fragment zweier dunkler Abendgespräche an Herrn Kurella, bei dem Tode seines Vaters; worinnen sich die Stelle auszeichnet:

„— Freund, alles ſchwieg.
Die ſchwangre Stille, die die Schrecken thürmte,
War Cherubs Leben, der mit ihm zum Himmel ſtieg. —“

Auch Herder ſollte während ſeines Königsberger Aufenthalts ſeinen Vater verlieren. Derſelbe ſtarb am 26. September 1763, innig betrauert von dem ſo tief empfindenden Sohne.

Der Herbſt des Jahres 1764 brachte Herdern eine Berufung als Kollaborator an die Domſchule zu Riga. Der zwanzigjährige junge Mann nahm den Ruf an und reiſte gegen Ende des November nach Riga ab.

Zweiter Abſchnitt.

Herder als Lehrer und Prediger in Riga. — Reiſe nach Frankreich und Eutin.

Herder fand in Riga eine ſehr angenehme Stellung, nicht nur als Lehrer, ſondern auch als Prediger. Seine reichen Kenntniſſe, ein vortreffliches Lehrer- und Predigertalent, beſcheidene, dabei für einen feineren Umgang paſſende Sitten erwarben ihm ſchnell einen weiten Freundeskreis. Zu ihm gehörte unter Andern der Buchhändler Hartknoch. Ihn hatte Herder bereits in Königsberg als Student der Theologie gekannt, und ihm bei dem lebendigen Temperament, welches bei ihm entſchieden heraustrat, gerathen, der Theologie zu ent-

ſagen und Buchhändler zu werden. Hartknoch folgte dieſem Rath, etablirte ſich in Riga, und wurde hier der Verleger von Herders Schriften. Von den übrigen Freunden Herders in Riga nennen wir noch den Senator Chriſtoph Berens und deſſen Bruder Guſtav Berens; mit beiden war Herder innig befreundet.

Im Jahre 1766 wurde Herder in den Freimaurerorden aufgenommen, ſpäter hat er mancherlei zur Literatur dieſes Ordens Gehörende geſchrieben. In Riga begann er auch vorzugsweiſe ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. Im Jahre 1767 gab er die Fragmente zur deutſchen Literatur heraus; im folgenden Jahre das Denkmal auf Thomas Abbt!

Die Fragmente brachten ihm manche literariſche Streitigkeiten, beſonders mit dem Profeſſor Klotz in Halle; ein Theil der im Jahre 1768 und 1769 entſtehenden Kritiſchen Wälder war gegen dieſen Gelehrten gerichtet.

Das Mißbehagen aus dieſen Streitigkeiten brachte ihn zu einem eigenthümlichen ſchnellen Entſchluß. Er wollte Riga verlaſſen, indeß ſpäter dahin zurückkehren; ſein Zweck war, „die beſten Erziehungsanſtalten und gelehrten Inſtitute in Frankreich, Holland, England und Deutſchland kennen zu lernen, und womöglich auch Italien zu ſehen; bei ſeiner Rückkehr nach Riga alsdann ein Erziehungsinſtitut, unterſtützt von der Re-

gierung und beſonders von ſeinem Gönner, dem Herrn von Campenhauſen, zu errichten.“ Es war ein eigenthümlicher, doch ſchöner und nicht gar zu ſchwer ins Werk zu ſetzender Plan. Er nahm ſeine Entlaſſung, die er nur nach mancherlei Verſuchen, ihn davon abzubringen, erhielt; ſeine dortigen Freunde gaben ihm bereitwillig die Mittel zu jener Reiſe. Herder ſelbſt hat in einem ein Jahr ſpäter geſchriebenen Buche ſich über die weſentlichen Gründe, welche ihn zu dem Weggehen von Riga veranlaßten, in folgenden Worten vortrefflich ausgeſprochen: „Ich ging nach Riga; dort beſaß ich in kurzer Zeit die Liebe der Stadt, die Freundſchaft dreier der würdigſten Männer, die ich kenne; die Hochachtung der originellſten Köpfe, die mir in meinem Leben aufgeſtoßen ſind, und von denen und ihrem wunderbaren Zutrauen ich Bücher ſchreiben könnte; auf der andern Seite den Haß mehrerer Geiſtlichen, ohne daß ſie doch gegen mich einen Finger regen wollten oder konnten, und — den ſchelen Neid einiger kriechenden Geſchöpfe. Bei alle dem habe ich in Liefland ſo frei, ſo ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt — als ich vielleicht nie mehr im Stande ſein werde zu leben, zu lehren, zu handeln ..... Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Chriſtus hielten, der Günſtling des Gouverne-

ments und der Ritterschaft, die mich zu großen Ab- und Aussichten bestimmten, ging ich dem ungeachtet vom Gipfel dieses Beifalls, taub zu allen Vorschlägen, unter Thränen aller, die mich kannten, weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt! Und noch hat es mich keinen Augenblick gereut."

Am 24. Mai verließ er Riga, am 25. ging er in Begleitung seines Freundes Gustav Berens mit einem Schiff nach Nantes in See.

Die Reise machte einen gewaltigen Eindruck auf ihn. Der Abschied von seinen Freunden in Riga hatte ihn mit Schwermuth gefüllt; zunächst beschäftigte ihn das Andenken an sie und die Absicht, nach Riga zurückzukehren, um den sich vorgesteckten großen Zweck zu erfüllen.

„Livland," sagt er selbst in seinem Reisejournal, „du Provinz der Barbarei und des Luxus, der Unwissenheit und eines angemaßten Geschmacks, der Freiheit und der Sklaverei, wieviel wäre in dir zu thun, um die Barbarei zu zerstreuen, die Unwissenheit auszurotten, die Kultur und die Freiheit auszubreiten, ein zweiter Zwingli, Kalvin und Luther dieser Provinz zu werden?" Und ferner bemerkt er: „Livland ist eine Provinz, den Fremden gegeben. Viele Fremde haben es aber bisher nur auf ihre kaufmännische Art zum

Reichwerden genoſſen; mir, auch einem Fremden, iſt's zu einem höhern Zwecke gegeben; es zu bilden, dazu iſt mir mein geiſtliches Amt gegeben, die Kolonie einer verbeſſerten evangeliſchen Religion zu machen, nicht ſchriftlich, nicht durch Federkriege, ſondern lebendig, durch Bildung. Ich will," ſchließt er, „den menſchlich wilden Emil des Rouſſeau zum Nationalkinde Livlands umgeſtalten, das, was der große Montesquieu für den Geiſt der Geſetze ausdachte, auf den Geiſt einer Nationalerziehung anwenden, und was er in dem Geiſte eines kriegeriſchen Volkes fand, auf eine friedliche Provinz umbilden. O ihr Locke, Rouſſeau und Clarke und Franklin und Heckers und Büſchings! Euch eifre ich nach; ich will euch leſen, durchdenken, nationaliſiren, und wenn warme Redlichkeit, Eifer und Feuer hilft, ſo werde ich auch nützen und ein Werk ſtiften, das Ewigkeiten dauere und Jahrhunderte und eine Provinz bilde."

Bald aber beſchäftigte ihn das große Schauſpiel, was ihn umgab, die See mit ihren Wogen, die erſcheinenden und verſchwindenden Länderküſten, der ganze Reiz, die Neuheit einer ſolchen Reiſe. Am 17. Juni war er von Kopenhagen abgefahren, am 15. Juli landete er in Paimbeuf, von wo er andern Tags ſeine Reiſe nach Nantes fortſetzte.

Ueber die Eindrücke der Reiſe ſelbſt hat er an

manchen Orten in ſeinen Schriften lebendiges Zeugniß abgelegt, nur eins derſelben möge hier Platz finden, aus dem Aufſatz „Oſſian und die Lieder alter Völker“ — da heißt es:

„Als eine Reiſe nach England noch in meiner Seele lebte — o Freund, Sie wiſſen nicht, wie ſehr ich damals auch auf dieſe Schatten (Oſſians Lieder zu hören) rechnete! Ein Blick, dachte ich, auf den öffentlichen Geiſt, und die Schaubühne, und das ganze lebende Schauſpiel des engliſchen Volks, um im Ganzen die Ideen mir aufzuklären, die ſich im Kopf eines Ausländers in Geſchichte, Philoſophie, Politik und Sonderbarkeiten dieſer wunderbaren Nation ſo dunkel und ſonderbar zu bilden und zu verwirren pflegen. Alsdann die größte Abwechſelung des Schauſpiels, zu den Schotten! zu Macpherſon! Da will ich die Geſänge eines lebenden Volks lebendig hören, ſie in alle der Wirkung ſehen, die ſie machen, die Oerter ſehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reſte dieſer alten Welt in ihren Sitten ſtudiren, eine Zeit lang ein alter Kaledonier werden — und dann nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur und ihre zuſammengeſchleppten Kunſtworte und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen — wie freute ich mich auf den Plan! und als Ueberſetzer hätte ich gewiß auf andern

Wegen ähnliche Schritte thun wollen, die jetzt — nicht gethan sind!“

„Ossian habe ich in Situationen gelesen, wo ihn die meisten, immer in bürgerlichen Geschäften, und Sitten und Vergnügen zerstreuten Leser, als blos amusante, abgebrochene Lectüre, kaum lesen können. Sie wissen das Abenteuer meiner Schifffahrt; aber nie können Sie sich die Wirkung einer solchen etwas langen Schifffahrt so denken, wie man sie fühlt. Auf einmal aus Geschäften, Tumult und Rangespossen der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnstuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Gesellschaften weggeworfen, ohne Zerstreuungen, Büchersäle, gelehrte und ungelehrte Zeitungen über einem Brette, auf offnem allweiten Meere, in einem kleinen Staat von Menschen, die strengere Gesetze haben, als die Republik Lykurgus, mitten im Schauspiel einer ganz andern, lebenden und webenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine neue ferne Küste, auf eine neue Wolke, auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Skalden in der Hand, ganz die Seele damit erfüllet, an den Orten, da sie geschahen — hier die Klippen Olaus vorbei, von denen so viele Wundergeschichten lauten — dort dem

Eilande gegenüber, das jene Zauberroſe mit ihren vier mächtigen ſternebeſtirnten Stieren abpflückte, „das Meer ſchlug wie Platzregen in die Lüfte empor, und wo ſich, ihren ſchweren Pflug ziehend, die Stiere wandten, glänzten acht Sterne vor ihrem Haupte.“ Ueber dem Sandlande hin, wo vormals Skalden und Vikinge mit Schwert und Liede auf ihren Roſſen des Erdegürtels (Schiffen) das Meer durchwandelten; jetzt von fern die Küſten vorbei, da Fingals Thaten geſchahen, und Oſſians Lieder Wehmuth ſangen, unter eben dem Weben der Luft, in der Welt, der Stille — glauben Sie, da laſſen ſich Skalden und Barden anders leſen, als neben dem Katheder des Profeſſors. Wood mit ſeinem Homer auf den Trümmern Troja's, und die Argonauten, Odyſſeen und Luſtaden unter wehendem Segel, unter raſſelndem Steuer: Die Geſchichte Uthals und Ninathoma im Anblick der Inſel, da ſie geſchah: wenigſtens für mich ſinnlichen Menſchen haben ſolche ſinnliche Situationen ſo viel Wirkung! Und das Gefühl der Nacht iſt noch in mir, da ich auf ſcheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer beſpült, und mit Mitternachtwind umſchauert, Fingal las und Morgen hoffte . . . .“

In Nantes war Herder an einen Kaufmann Babut empfohlen, bei dem er eine ſehr freundliche

Aufnahme fand. Den Aufenthalt in dieſer Stadt benutzte er zunächſt, um Franzöſiſch zu lernen, indeß gefiel es ihm in dem Hauſe, deſſen Empfohlener er war, und in den Verhältniſſen, die ſich um ihn geſtalteten, ſo wohl, daß er länger in Nantes blieb, als er vorher die Abſicht hatte. Seinem Freund Hartknoch, der ihm darüber Vorwürfe machte, ſchrieb er: „Laßt uns aus der Welt gehen wie ich aus Nantes, ſo iſt es nicht unnütz und nicht ganz ohne Achtung.“

Am 4. November endlich trat er ſeine Reiſe nach Paris an, woſelbſt er am 8. ankam. Er kam mit geſpannten Erwartungen nach dieſer Weltſtadt; bald machte er die Bekanntſchaft von Diderot und andern bedeutenden Männern des damaligen Paris, insbeſondere der ſogenannten Encyklopädiſten. Er beſuchte alle der Literatur und Kunſt angehörenden Sehenswürdigkeiten, ging fleißig in das Theater und verweilte mit vielem Erfolg für ſeine Beobachtungen bis zum December in der Hauptſtadt Frankreichs.

Gleich in den erſten Tagen ſeines Aufenthalts daſelbſt hatte er von dem Prediger Reſewitz in Kopenhagen einen Brief empfangen, worin derſelbe ihm antrug, den Prinzen Peter Friedrich Wilhelm, Sohn des Herzogs von Holſtein zu Eutin, als Inſtructor und Reiſeprediger in Geſellſchaft des Oberhofmeiſters des Prinzen drei Jahre auf Reiſen zu begleiten.

Dieſer Antrag kam Herder ſehr erwünſcht. Der Zweck, welcher ihn auf Reiſen geführt hatte, ließ ſich mit der Annahme des Antrags ſehr gut verbinden; die Entſcheidung darauf mußte übrigens ſogleich erfolgen, er nahm unter Zuſagung günſtiger Bedingungen den Antrag an. An ſeinen Freund Hartknoch ſchrieb er darüber: „Wenn man in einer Verlegenheit oder unmittelbar vor einer wichtigen Veränderung iſt, ohne Freunde in der Fremde ſich befindet, durch Situationen und Befürchtungen ſich umlagert ſieht — man ſucht alsdann die Meinung ſeiner Freunde, und ſie ſind ſtumm — das ſchmerzet! .... Uebrigens, was weiß ich, was aus mir werden wird? Habe ich's je gewußt? Sind nicht alle Revolutionen in meinem Leben ſchnelle Fortſtöße geweſen, wo ich nie an den Ort gekommen bin, wo ich wollte? Und die Analogie dieſes Spiels, wird ſie jetzt aufhören? Indeſſen muß hier wie aller Orten, wo man keinen rechten Entſchluß faſſen kann, die letzte Stunde und der überwiegende Anſchein von Gelegenheit entſcheiden. Umſtände und Zeitpunkte, in die meiſtens Radien vielerlei Art von vielen Seiten zuſammen laufen, bringen oft anderswohin, als man dachte. Ich ſehe ſchon von allen Seiten die Druckkräfte ſich nähern; es wird ein Augenblick kommen, da ſie treffen; wo bin ich alsdann? Wiſſen Sie es? Weiß

ich's? Wünschen Sie mir Glück, wo ich auch sein mag, wenn Sie diesen Brief lesen."

Und in einem gleich darauf folgenden Briefe an denselben: „Wie anders lernt man die Welt kennen, je weiter man in sie tritt! Jeder Schritt ist Erfahrung, und jede Erfahrung bildet. — Die Sachen der Menschen gehen wahrlich so kunterbunt, daß manchmal metaphysische Tröstungen gerufen werden müssen, um uns zu sagen, daß Alles — gut sei. — Meinen Charakter zu bilden, ist mein Werk auf der Reise; alles Uebrige, sehe ich, kann man zurücklassen — nur den nimmt man mit! Und verliere ich den, so habe ich Alles verloren."

Herder reiste über Brüssel nach Antwerpen; hier ging er zu Schiff nach Amsterdam, litt Schiffbruch und kam glücklich gerettet am 20. Januar des folgenden Jahres — 1770 — nach Haag. Hier, in Leyden, Amsterdam verweilte er mehrere Wochen, dann ging er nach dem von ihm sehr ersehnten Hamburg, wo er einen ganzen Kreis von bedeutenden Männern kennen lernte, wie Lessing, Claudius und Andere. Beinahe mit Allen blieb er auf Lebenszeit in freundschaftlichem Verkehr. In den ersten Tagen des April kam Herder in Eutin an, dem Orte seiner vorläufigen Bestimmung.

TAYLOR INST. OXFORD

Dritter Abſchnitt.

Aufenthalt in Eutin. — Reiſen mit dem Prinzen von Holſtein.

Herder trat ſeine neue Stellung in Eutin mit dem Bewußtſein ihrer ganzen Verantwortlichkeit an. Sehr bald erwarb er ſich die Zuneigung des Zöglings wie die des Herzogs und der Herzogin, nicht ſo vermochte er ſich mit dem Weſen und Thun des Oberhofmeiſters zu befreunden, deſſen Einfluß auf den ſechszehnjährigen Prinzen er für einen nachtheiligen halten mußte. Vergebens wieß er bei den Eltern ſeines Zöglings darauf hin, und es blieb ihm am Ende nichts übrig, als zur Bedingung zu machen, daß er auch während der Reiſe

ſeine Entlaſſung nehmen könne, wenn er es für nöthig halte. Dies wurde ihm zugeſtanden, und ſo ging denn im Juli die Reiſe vor ſich.

Die Reiſe richtete ſich über Hamburg, Hannover, Göttingen, Kaſſel, Hanau, Darmſtadt, Karlsruhe zunächſt nach Straßburg.

Der Aufenthalt in Darmſtadt ſollte für Herder von einer hohen Bedeutung werden. Der Prinz von Holſtein war mit dem Darmſtädter Hofe verwandt, hier wurde ein Aufenthalt von 14 Tagen genommen, und Herder benutzte denſelben, um verſchiedene Bekanntſchaften zu machen. Zunächſt lernte er den Kriegsrath Merk kennen, dieſer führte ihn in das Haus des Geheimraths Heſſe ein, und hier lernte er in deſſen Schwägerin Caroline Flachsland, eine junge Dame kennen, die ihn ſofort mit dem lebhafteſten Intereſſe erfüllte, deren Zuneigung er ſich ſchnell gewann, die bald darauf ſeine treue Frau, die Gefährtin eines langen und glücklichen Lebens wurde. Sie hat ihr Zuſammentreffen mit Herder, das Erwachen der gegenſeitigen Neigung ſelbſt mit wenigen aber ſchönen Worten geſchildert, denen wir hier gern einen Platz einräumen.

„Wir ſahen ihn“, ſchreibt ſie, „faſt jeden Nachmittag in unſern Wohnungen, in kleinen Geſellſchaften, oder auf den angenehmen Spaziergängen der nahen

Wälder um Darmstadt. Statt daß wir ihn unterhalten wollten, unterhielt er uns auf die mannigfaltigste, geistvollste Weise. Sein Urtheil, sein Gefühl war überall das rechte, verbesserte und erhöhte das unsrige. Aus Klopstocks Messias die schönsten menschlichen Scenen, aus Klopstocks Oden, aus Kleist (seinem und meinem Lieblingsdichter), aus den Minnesängern, las er uns vor. Unvergeßlich ist mir die Darmstädter Fasanerie, wo er in der Stille des Waldes, in der feierlichen Einsamkeit des Ortes Klopstocks Ode: „Als ich unter den Menschen noch war" mit seiner seelenvollen Stimme aus dem Gedächtniß recitirte! In Klopstock und Kleist haben auch unsre Seelen sich gefunden.

Am 19. August (10. Sonnt. nach Trin.) predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört!... zu diesem großen einzigen, nie empfundenen Eindruck habe ich keine Worte — ein Himmlischer, in Menschengestalt, stand er vor mir. — Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank... von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur Eins und sind Eines: unser Zusammenfinden war Gottes Werk. Inniger können sich die Seelen nicht zusammen verstehen, zusammen gehören! — Er hörte von Andern, wie ich meine Geschwister liebte, und auch hierin war unsre

Liebe nur Ein Gefühl, Harmonie, Dank zu Gott. Ach gewiß hat Niemand ſeine heilige Seele ſo gekannt wie ich!

Von dieſem Tage an ſahen wir uns täglich. Ich fühlte ein nie empfundenes Glück — aber auch eine unbeſchreibliche Wehmuth und Schwermuth: ich glaubte, ich würde ihn nie wieder ſehen.

Den 25. Auguſt feierten wir ſeinen Geburtstag in dem kleinen Kreis der Freunde, bei Mlle. Ravanell im Schloß; da gab er mir ſeinen erſten Brief... ach ich empfing mit dieſem Brief das heiligſte, was dieſe Erde für mich hatte!"

Ehe wir in unſerer weiteren Erzählung fortfahren, wollen wir aus den zahlreichen Briefen, die er an ſeine Braut ſchrieb, einige Bruchſtücke hier mittheilen. Derlei charakteriſirt den Mann mehr als alles Andere.

(20. Sept. 1170.) „Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich nichts als Scenen, entweder der Empfindſamkeit und Rührung, oder eines einſamen Gedankentraumes, der meiſtens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht ſucht. Ich hatte alſo, ſo verwöhnt und mütterlich ich war, ſo entfernt von Gelehrſamkeit und Bildung ich ſein mochte — ich hatte alſo von meiner Kindheit an Charakter, wahrhaftig Charakter, und ich könnte Ihnen davon manche Proben erzählen.

Aus tauſend Vorurtheilen wollten meine Eltern mich nicht zur Wiſſenſchaft beſtimmen. Ein Mann, ... der ſich ſehr in die Sachen meiner Familie miſchte, vermehrte die Schwierigkeit in's Unendliche. Betäubt, unwiſſend, mußte ich blindlings folgen; ging nach Königsberg mit einem Oberfeldchirurg, einem Freunde meiner Eltern, mein Auge curiren zu laſſen und die Chirurgie erlernen zu ſollen. Und ich — zum Glück ward er ſchnell nach Petersburg gerufen, that mir die lockendſten Anträge, und ich — ging hin und ließ mich immatrikuliren, unwiſſend, einfältig, unbekannt, wie ich war; ja ohne Geld und Ausſicht auch nur auf drei Wochen ging ich auf die Akademie. Und noch bis jetzt hat es mich nicht gereut. Rathen Sie, ob ich Charakter habe?

Zugleich ſchrieb ich meinen Eltern, daß ich in meinem ganzen akademiſchen Leben keinen Schilling verlange. Und ich habe es auch nie verlangt. Ich habe ſtudirt und gelehrt und geſchwärmt und mich bald auf der Akademie in Anſehen geſetzt, und dieſe Jahre zugebracht, daß ich ſie mir wieder zurückwünſche — und das alles ohne meiner Eltern Koſten. Rathen Sie, ob ich Charakter habe?

Ich ging nach Riga. Dort beſaß ich in kurzer Zeit die Liebe der Stadt, die Freundſchaft dreier der

würdigſten Männer, die ich kenne; die Hochachtung der originalſten Köpfe, die mir mit in meinem Leben aufgeſtoßen ſind, und von denen und ihrem wunderbaren Zutrauen ich Bücher ſchreiben könnte; auf der andern Seite den Haß der Geiſtlichkeit, ohne daß ſie gegen mich einen Finger weder regen wollte noch konte, und — den ſchelen Neid einiger kriechenden Geſchöpfe. Bei alledem habe ich in Liefland ſo frei, ſo ungebunden gelebt, gelehrt, gehandelt, als ich vielleicht nie mehr im Stande ſein werde zu leben, zu lehren, zu handeln. Sollte dazu nicht etwas Charakter gehören, zu allen den Situationen?

Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Chriſtus hielten, der Günſtling des Gouvernements und der Ritterſchaft, die mich zu mancherlei Ab- und Ausſichten beſtimmten, ging ich dem ungeachtet vom Gipfel dieſes Beifalls, taub zu allen Vorſchlägen, unter Thränen aller die mich kannten, ging ich weg, da mir mein Genius unwiderſtehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt! Und noch hat's mich keinen Augenblick gereut.

In Paris bekam ich Briefe zur Reiſe mit dem Prinzen: ich nahm ſie an und genoß der Gnade des Hofes mehr, als es billig war; ohne aber je auf eine Stunde mich zum Sklaven zu machen. Vielmehr war

mein tägliches Geſpräch, die Ahnung, daß ich die Reiſe nicht vollenden würde. Ich kann ſie nicht vollenden. Der erſte Ort des Stillſtandes zeigte mir's, daß ſie keine Reiſe für mich ſein würde, und ich immer deplacirt bin; entweder jetzt eine Aenderung, oder ich ſchleppe mich durch Länder, wo ich gefeſſelt bin. Was alſo auch die ganze Welt, was auch meine Liebe zu Italien mir entgegenrede — ich ſehe nicht, wie ich anders handeln kann, als ſo — wie ich handle. Ich handle nach meinem Charakter, und dazu müſſen ſich Ausſichten und Umſtände paſſen.

Wenn Lebhaftigkeit Veränderlichkeit heißt, ſo bin ich's. Und wehe dem Stande, der Situation, die ein Grab des ewigen Einerlei ſein müſſe! Aber was iſt reicher und unerſchöpflicher und mannichfaltiger als die Welt eines menſchlichen Herzens! — Und was iſt unendlicher als der abwechſelnde Reichthum der ſchönen Natur, wenn man nur einmal ſein Glück nicht in der Unnatur ſuchen will! Und wo ſind denn die Zwecke, für die Welt zu leben, je (wenn man beides einzurichten weiß) den Zwecken für ſich zu leben, entgegen? Elende unmenſchliche Seelen, die ſo entartet ſind! ſie ſind nicht Bürger, Menſchen, Eheleute, Freunde, „ſie ſind nichts!“

— — — — —

(22. Sept. 1770.) „So wie ich in vielen vortrefflichen Schauspielen des Shakespeare, Sophokles, Euripides, oft gefunden, daß Sterbende in der letzten Trauer ihrer Gedanken mit einmal aufflammen, Luft bekommen, weissagen und große Ahnungen sprechen: so ist derselbe Zustand in dieser Zeit so oft die Empfindung meiner Seele gewesen, daß nach einer Reihe trauriger Gedanken, die freilich nicht wissen was sie wollen, der Geist sich mit einmal erholt hat, und wie wenn mein Genius nur einsylbig zu mir spräche, mir Scenen gezeigt hat, über die ich mit der Freude meines ganzen Herzens aufwallte und auffauchzte.

— — — — In den wichtigsten Sachen meiner Angelegenheiten des Herzens, und insonderheit recht auf den Scheidewegen meines Lebens gebe ich viel auf solche Weissagungen, und halte, wenn sie aus dem Innersten der Seele treu herausgehoben werden, mehr auf sie als auf alle langsamen Berathschlagungen der kalten, tauben, stumpfen, schulmeisterischen Vernunft. Ich glaube, jeder Mensch hat einen Genius, das ist, im tiefsten Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche, prophetische Gabe, die ihn leitet; ein Licht, das, wenn wir darauf merkten und wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäubten und auslöschen, ich sage, was uns denn eben auf dem dunkelsten Punkt

der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blick verwirft, wo wir eine Scene ſehen, oft ohne Grund und Wahrſcheinlichkeit, auf deren Ahnung ich aber unendlich viel halte. Das war der Dämon des Sokrates; er hat ihn nicht betrogen; er betrügt nie; nur er iſt ſo ſchnell, ſeine Blicke ſo fein, ſo geiſtig; es gehört auch zu ihm ſo viel innerliche Treue und Aufmerkſamkeit, daß ihn nur achtſame Seelen, die nicht aus gemeinem Koth geformet ſind, und die eine gewiſſe innerliche Unſchuld haben, bemerken können.“

— — — —

„Ich liebe die Muſik unausſprechlich. Nur bin ich ſo ſehr verſäumt: ich bin früh in ſo ſchlechte Hände gefallen; ich bin bald in ſo viele verwickelnde Geſchäfte gerathen, und dann endlich, ich bin ſo flüchtig und ungeduldig bei allem, was viele lange mechaniſche Uebung fordert — daß ich bei der empfindlichſten Seele die ungeſchickteſten Hände zum Clavier habe.

Die Muſik iſt für empfindliche Herzen und feine Seelen ein ſo unentbehrliches Vergnügen: die Gedanken des bloßen Kopfes ermatten ſo leicht: die Sprache des bloßen Mundes wird hie und da ſo unkräftig, daß ein Saitenſpiel, mit einem Liede beſeelt,

gewiß in die Oekonomie eines glücklichen Lebens als tägliches Hausgeräth gehört.“

— — — —

*) „Ich bin auf das gelehrte Frauenzimmer vielleicht zu sehr erbittert; aber ich kann nicht dafür: es ist Abneigung der Natur. Eigentliche Gelehrsamkeit ist dem Charakter eines Menschen, eines Mannes schon, so unnatürlich, daß wir ihr nur aus Noth uns unterziehen müssen, und dabei doch schon immer verlieren; in dem Leben, in der Liebe, in dem Mund eines Frauenzimmers aber, die noch die einzigen wahren menschlichen Geschöpfe auf dem politischen und Exercierplatz unserer Welt sind, ist diese Unnatur so tausendmal fühlbarer. — Damit will ich aber nicht sagen, daß ein Frauenzimmer sich nicht auch durch die Lektüre bilden, Geist und Herz verschönern müsse. Eine Zähre bei Klopstock geweint, kann ein schönes Auge nie entehren. So wenig, daß ich vielmehr glaube, das weibliche Geschlecht sei das einzige richtende Publikum über

*) Es war die Rede von einer gelehrten Frau, die er kennen gelernt hatte.

eine Reihe von Materien des Geſchmacks und der Empfindung, und daß jede Mannsperſon, die kein Pedant ſein will, im Kreiſe der Frauenzimmer muß gelernet haben, gewiſſe Bücher zu leſen. Ich ſage, gewiſſe Bücher, denn alle Sachen, alle Materien, alle Wiſſenſchaften ſind nie für die Weiber, und über viele können ſie in ihrem Leben nicht anders als ſchiefe Urtheile fällen. Allein deſto beſſer für ſie, daß dieſe nicht für ſie ſind! Für ſie bleibt nur das, was bildet, was die Seele menſchlich aufklärt, die Empfindungen menſchlich verfeinert, und ſie zur Zierde der Schöpfung, zum Reiz der menſchlichen Natur, zum höchſten Gut der Glückſeligkeit eines gefühlvollen würdigen Jünglings, zur immer neuen, immer angenehmen Gattin eines würdigen Mannes, zum Vergnügen einer guten Geſellſchaft und zur Erzieherin guter Kinder macht. Großer Gott! ſind das nicht Zwecke und Plane genug, die ſchon beleben und aufmuntern und beſchäftigen können, inſonderheit wenn man ſie alle in Harmonie und Proportion zu erreichen ſucht! . . . . . Wir Mannsperſonen haben den andern Zweck, uns zu braven, würdigen, edlen, geltenden Perſonen, Männern, Vätern zu bilden; und nur dem eigentlichen Gelehrten bleibt es übrig, ſich nichts gleichgültig ſein zu laſſen, was Wiſſen, was Kenntniß iſt; wer wird gern dieſe Laſt mit ihm theilen wollen? Denn

unter nichts erliegt die wahre Empfindung und Ausbildung, und Geschmack und lebendige menschliche Wirksamkeit so sehr, als eben unter Gelehrsamkeit."

— — — — —

In Darmstadt empfing Herder eine neue Berufung, einen neuen Antrag. Graf Wilhelm v. Bückeburg bot ihm eine Oberprediger- und Consistorialrathsstelle an; Herder, bereits mit seiner augenblicklichen Situation unzufrieden, nahm das Anerbieten unter der Bedingung an, daß er selbst die Zeit seines Amtsantritts bestimmen dürfe. Der Graf ging auf seinen Wunsch ein, und Herder begleitete vorläufig — die Abreise von Darmstadt geschah am 27. August — den Prinzen von Holstein noch nach Straßburg. Hier nahm er seine Entlassung als Instructor des Prinzen, und gab sich ein halbes Jahr lang einer sehr schmerzhaften Operation hin, wodurch er sich von der Thränenfistel heilen lassen wollte, an der er seit seiner Kindheit litt. Mehrere Male mißglückte die Operation, und zuletzt war das alles umsonst, er wurde nicht ganz geheilt. Er schreibt hierüber an Caroline Flachsland: „Meine Kur ist jetzt zu Ende! Aber haben Sie mit mir Mitleiden! nach allen Schmerzen, Kosten, Abmattungen, Versäumnissen, Verdruß und Kränkungen ist's schlechter, als es

voraus gewesen! Die Kur ist fehlgeschlagen .... Ach! mit welchen Ideen gedachte ich zu Ihnen zu kommen — und wie komme ich! — Ich beiße die Zähne zusammen. Was ist's doch mit aller Munterkeit des Lebens, wenn man ein halb Jahr zwischen vier Mauern eingeschlossen war!"

Im Mai 1771 ging Herder endlich nach Bückeburg.

Vierter Abſchnitt.

Aufenthalt in Bückeburg.

Herder hatte das Mißgeſchick, auch in dieſem ſeinem neuen Amte wieder nicht alles ſo zu finden, wie er es gewünſcht hatte. Der Graf Wilhelm von Bückeburg hatte ihn wohl mit ziemlicher Rückſicht auf ſeine Schrift über Thomas Abbt, mit dem der Graf ſehr befreundet geweſen war, zu ſich berufen, und wünſchte zunächſt in Herder den Gelehrten um ſich zu haben, weniger den Geiſtlichen. Der an äußeren Glanz, an mitunter in's Komiſche fallendes Imponiren und dergleichen mehr gewöhnte Graf wollte wohl eigentlich zumeiſt ſich ſelbſt in der Beleuchtung eines Gelehrten von Ruf, ſehen

laſſen; wenn nun Herder in ſeinem geiſtlichen Amt, das ihm vor allem am Herzen lag, thätig ſein, tüchtig eingreifen, das alte Schlechte beſeitigen und neues Beſſeres an deſſen Stelle bringen wollte, da rieth ihm der Graf ſelbſt unter allerlei Gründen davon ab, oder die Umſtände traten gebieteriſch verbietend dazwiſchen. So wollte Herder die Schulen verbeſſern; der Graf ſah ein, wie nothwendig dies ſei, es war aber niemals Geld dazu vorhanden: des Herzogs Lieblingslaune, die Feſtung Wilhelmſtein im Steinhuder See, koſtete mehr Geld, als das Ländchen erſchwingen konnte.

Auch Herderſche perſönliche, private Stellung war in der erſten Zeit ſeines Bückeburger Aufenthalts nichts weniger als angenehm. Seinen Herzenswunſch, ſich mit Caroline Flachsland zu verheirathen, konnte er vorläufig aus materiellen Gründen noch nicht in Erfüllung gehen laſſen; mit dem Grafen ſtand er nur auf dem Fuß des höflichen Begegnens, einen kleinen für ihn und mit ihm fühlenden Kreis von Menſchen hauptſächlich um ſein inneres Ich fand er im Anfang gar nicht, im weiteren Verlauf der Zeit nur langſam zuſammen.

So lebte er ein ziemlich freudenleeres Leben hin, was nur z. B. dadurch mit freudiger und angenehmer Anregung unterbrochen wurde, daß ihm im Juni 1771 die Berliner Akademie den Preis für ſeine in Straß-

burg geſchriebene Abhandlung über den Urſprung der Sprache zuerkannte. Im Uebrigen ſtudirte er fleißig, machte Vorarbeiten aller Art zu ſpäter von ihm edirten Schriften, und ſchrieb einſtweilen Recenſionen in das eine oder andere kritiſche Blatt.

Herders Exiſtenz in Bückeburg wurde eine angenehmere, als er in Beziehungen zu der Gräfin Maria trat. Wie bedeutend er dieſen Umſtand ſelbſt auffaßte, ergiebt ein Brief an Caroline Flachsland, worin es heißt: „ich fange ſeit vierzehn Tagen in Bückeburg zu leben an, und alles ſcheint ſich mir zu verändern durch die Veränderung Einer Seele. Nehmen Sie an meiner Freude Theil! — Die hieſige regierende Gräfin — wollen Sie ſich ein Bild der Carita, der Sanftmuth, Liebe und Engelsdemuth in Einer Perſon denken, ſo denken Sie ſich ſie. Sie hat ſonderbare Schickſale des Lebens gehabt; eine geborne Gräfin von Lippe-Biſterfeld, aber eine verlaſſene Waiſe von Kindheit an; ſie iſt unter andere, Verwandte, Freunde, weggekommen, nach Magdeburg, Schleſien — da iſt ſie Pietiſten in die Hände gefallen; ein weiches, fühlbares Herz unter ſolchen Umſtänden — Sie können ſich die Eindrücke ſelbſt denken. Unſer Herr hat ſie darauf auf ihr Portrait geheirathet. Ich lernte ſie erſt unbedeutend kennen. Ihre natürliche Blödigkeit theils, theils die hier angenommene Rückhaltung, ihre Schwanger-

ſchaft und Wochenbette, und dann eine vierteljährige Reiſe, ließen ungemein wenig Züge ihrer Seele, und alle nur durch einen Schleier ſehen, der auf mich keinen Eindruck machte. Ich hörte zwar von ihrer allgemeinen Wohlthätigkeit, Liebe und Sanftmuth — ich bewunderte ſie mehr als einmal, wie ſie ſich bei dem Herrn ſo und ſo lange erhalten könnte — aber, wie es ſchon iſt, wenn man um etwas ſich nur mit der Idee bekümmert, man verliert es unter der Menge. Ich glaubte, daß ihr nach ihrer Denkart weder ich, noch meine Predigten gefallen konnten und gefielen; ja, da ſie theils einmal meinen Beſuch nicht annahm, theils aus andern Urſachen, fing ich mich an zu ärgern, und — denken Sie, wie ich mich betrogen fand, da ſie im Anfange dieſes Jahres Gelegenheit ſuchte, ſelbſt an mich zu ſchreiben. Und einen Brief von ſolcher Denkart, Vernunft und gutem Herzen, und ſüßer Seele — wer war mehr erſtaunt als ich! Ich konnte alles denken, was ihr der Schritt gekoſtet — und da ich nun ſo heillos meinen Irrthum ſah, wer war verlegener als ich! Ich antwortete ihr gleich, ſagte ihr alles Unnütze, wozu ich hier wäre und — Sie können nicht denken, wie ich ſie den Abend darauf, zum Koncert eingeladen, fand — ſo ſchüchtern, unruhig. Der Graf hielt mir darauf eine lange philoſophiſch moraliſche Predigt, und entweder weil ich nun hörſamer

und faßlicher war, oder weil ſie ihm davon geſagt oder den Brief gezeigt haben muß — kurz, er iſt ganz anders! Ich habe ſie darauf beſucht. Sie hatte die Sternheim geleſen. Sie bat mich, ihr eine Predigt zu geben — mit welcher Art! Ihre Anmerkungen über die Sternheim, Spalding u. a. waren voll des feinſten Gefühls. Ich ſchickte ihr die Predigt mit Spaldings Beſtimmung des Menſchen, die ſie noch nicht geleſen; und heute bekomme ich dies Buch zurück mit einem Brief voll Dank und himmliſchen Herzens! — Ihr Bild hat gleichſam durchaus die Miene, daß ſie für dieſe Welt zu gut iſt: ſie iſt zart und ſchwächlich; ſeit ihrem Wochenbette liegt eine kleine Bläſſe auf ihrem Geſicht, wie ein himmliſcher Schleier, daß ſie ſchon zu einer höhern Welt eingeweiht iſt. So kommt ſie mir immer vor — ſie wird nicht lange leben. Oft mit ihr zu ſprechen, geht nicht an; es bleibt mir alſo nur übrig, von der Kanzel mit ihr zu reden. Einen ſolchen Engel zu finden, wo man's nicht ſah, der vor einem ſtand, und es durfte nur gleichſam Eine Wolke zerfließen! — Ich will ihr einige Stunden widmen, und etwas über die Unſterblichkeit der Seele, über das Vorgefühl eines künftigen Lebens ſchon in dieſer Welt, in Form einiger Sokratiſcher Geſpräche ſchreiben. Wenn ſie es geleſen, ſoll es gleich zu Ihnen."

Und in einem früheren Briefe an Caroline Flachsland ſchildert Herder ſeine Situation in Bückeburg ſelbſt mit folgenden Worten:

„Ich bin Ihnen lange ein Bekenntniß des Herzens ſchuldig, wie es mir hier gefällt, und ich glaube, daß wenn ich länger damit ganz zögre, ſo ſehen Sie die ſchwache Seite mehr, als wenn ich ſie geradezu zeige. Wiſſen Sie alſo, daß alles das wahr iſt, was ich Ihnen von meiner guten, ruhigen, angeſehenen Stelle und von der Achtung, die ich hier allenthalben genieße, geſchrieben habe; warum ich aber vom Grafen geſchwiegen? weil ich von ihm wahrhaftig noch nicht urtheilen mag. Wir leben ſo entfernt von einander; er iſt ſo ſehr, ſo ganz übertäubende Achtung und Aufmerkſamkeit für mich, daß ich noch ſo wenig von ſeinem nähern Charakter weiß, als er vom meinigen; es ſei denn das, was er aus dem Munde des Publikums, das auf meiner Seite iſt, erfahre. Uebrigens herrſcht hier in dem kleinen Ländchen ein ſolcher Deſpotismus, eine ſolche kriechende und garſtige Kleinheit, als ich ſelten in den deſpotiſchſten Orten nicht gefunden: ſieben bis acht Leute, die ſich rühmen können, Lieblinge geweſen zu ſein, und es auch ſämmtlich ſehr gut genutzt; die aber, wenn ich ſie ſämmtlich von oben bis unten betrachte, durchaus wollen, daß ich nicht von ihrer Zahl werde. Ich laſſe mich alſo an der entfernten Achtung,

die tauſendmal ſicherer iſt, begnügen; ſpeiſe nicht ordentlich an Hof, außer wenn ich invitirt werde; alsdann bin ich ohnedem der nächſte zum Herrn, habe ihn ganz allein zum Geſpräch (in welchem er aber ein bischen zu ſehr ſich ſelbſt höret und auf alte Lieblingsſätze das ihm Geſagte reducirt), und genieße übrigens alle Achtung. Nur von weltlichen Geſchäften habe ich mich bisher ganz zurückgezogen, und denke es auch hier zu thun, ſo lange ich kann; ob's mir gleich ein leichtes und nur die Mühe eines Winks wäre, in der Regierungskonferenz Stelle zu haben. — Eben dieſer Beziehung wegen iſt's mir alſo auch lieb, den Preis bei der Berliner Akademie erlangt zu haben; mein Herr hat ſich vielleicht darüber mehr als ich gefreut, ein wenig auch deswegen, weil es in den Zeitungen überall und auch dem Könige von Preußen bekannt wird, daß er mich in Dienſten habe, und wer wollte ihm die Freude nicht laſſen! Sie ſehen aus allem den edlen Charakter, der für etwas Großes geſchaffen iſt, und deſſen Mißtöne alle insgeſammt daher kommen, daß er für das Land zu groß iſt. Wenn mich übrigens nichts warnte, ſo beinahe Abbts Exempel: er hat ſich hier ſo in Geſchäfte geſtürzt, daß er über einen ſehr zweideutigen politiſchen Nutzen, den er erreicht, darüber Zeit, Ruhe, Genie und alles verloren hätte, wenn ihn nicht der gütige Tod zum Glück erlöſet hätte. Sie

ſehen alſo, ſo zeigen ſich die Sachen oft in der Nähe anders als in der Ferne; Sie ſehen aber auch, daß ich deswegen durchaus nicht unglücklich bin. Im Anfange befremdete mich das Ding, jetzt aber wünſche ich kaum, daß es anders wäre. — Eben werde ich zur morgenden Mittagstafel und zu einer italieniſchen Kantate, Caſſandra, eingeladen, und auch dieß iſt wieder ein Zug der Aufmerkſamkeit des Herrn. Ich lies es mir letzten Sonntag kaum merken, daß ich ſie hören wollte, ſo war er gleich mit der Erbietung da, ſie nächſtens aufführen zu laſſen, und ſiehe, er thut's. — Die Gräfin (die beſte menſchenfreundliche Dame, die ſonſt aber nicht die größeſte Einwirkung hat) iſt meine große Gönnerin. Die Leute in der Stadt halten mich für einen großen Gelehrten, weil ich mich Morgens 4 Uhr in den Wäldern umhertreibe, und für den größten Hofmann, weil ich ſo ziemlich machen kann, was ich will, und für den berühmteſten Mann, weil ich jetzt den Preis bekommen habe. Nur Schade, Schade, daß es mir durchaus an Geſellſchaft zur Bildung und zur Empfindung fehlt."

— — — — —

Am 2. Mai 1773 wurde es Herdern endlich möglich, ſich mit der Geliebten ſeines Herzens zu verbinden.

Die Hochzeit fand in Darmstadt statt; mit diesem Zeitpunkt begann für Herder nicht blos ein glücklicheres Privatleben, sondern auch seine äußere Stellung besserte sich nach allen Richtungen hin. Nicht allein bildete sich ein engerer Kreis befreundeter Menschen um ihn, nicht nur umgab ihn nach und nach der größere einer kirchlichen Gemeinde, die speciell ihm angehörte — auch neue Lust und neue Thätigkeit zu wissenschaftlichen Arbeiten wurde in ihm rege und trug bald gute Früchte.

Im Jahre 1774 erschien der erste Theil von Herders großem und bedeutendem Werk „die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift.“ Diesen ersten Theil des so bedeutenden Werks schrieb er in sechs Wochen; wir wollen etwas näher auf dasselbe eingehen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde der starre Glaube, welcher die wörtliche Auffassung und strengste Festhaltung des biblischen Christenthums predigte, bereits stark durch die Kritik erschüttert, welche besonders die Engländer und Franzosen auszuüben begannen. Die Fortschritte der Naturwissenschaften z. B. vernichteten mancherlei von dem, was die dogmatische Schultheologie als unabweislich richtig hinstellte, die Schöpfungsgeschichte Mosis kam dabei am schlechtesten

weg. Dieſem ſtarren Glauben trat um jene Zeit bereits, wenigſtens in ſeinen Anfängen, der ſtarre Unglaube entgegen; Herders Bemühungen nun gingen nicht eigentlich darauf hinaus, die beiden Gegenſätze zu vermitteln, er ſchaffte vielmehr eine neue Anſchauungsweiſe. „Die Geſchichte der Schöpfung, des Sündenfalles und der erſten Anfänge der menſchlichen Geſellſchaft ſind ihm Thatſachen, wie der Menſch in ſeiner Kindheit die Natur anſchaute und wie er ſich in ihr entwickelte und bildete, und dieſe Thatſachen ſind zugleich im Bilde die erſte Uroffenbarung Gottes an die Menſchen, alles auf morgenländiſch kindliche Weiſe angeſchaut und ausgedrückt.“

Das Buch war „eine Vertheidigung der Poeſie der Religion gegen die Angriffe des Verſtandes, ſei es in der Form nüchterner Erfahrungsklugheit, ſei es unter der Geſtalt ſcharf beſtimmter und in feſten Wortformen ausgeprägter Lehr- und Glaubensſätze.“

Darauf ſchrieb Herder die Provinzialblätter an Prediger, die im Jahre 1774 erſchienen.

In demſelben Jahre ſchrieb er die Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit und arbeitete an den Volksliedern.

Am 28. Auguſt 1774 wurde ihm ſein erſter Sohn, Gottfried, geboren. Die Eltern hingen mit größter Zärtlichkeit an dem Kinde und fanden ihr Glück voll-

kommen; auch von außen kam keine Störung, den Verdruß allenfalls ausgenommen, welchen ihm literarische Streitigkeiten bereiten mochten, die er durch den eigenthümlich scharfen, nicht Rücksicht nehmenden Ton seiner eigenen Schriften hervorrief.

Im April 1775 wurde Herdern die Superintendentur des Landes übertragen; Ostern desselben Jahres erschienen seine Erläuterungen zum neuen Testament und die Briefe zweier Brüder Jesu.

Im folgenden Jahre erhielt er zum zweiten Male den Preis der Berliner Akademie für seine Schrift: Ueber die Ursachen des gesunkenen Geschmackes bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet.

Herders schriftstellerische Thätigkeit hatte vielfach eine weitere Aufmerksamkeit auf ihn hingelenkt, und er erhielt nach allen Seiten hin Berufungen in neue Aemter. So sollte er Hofprediger in Eutin, Professor in Gießen oder Göttingen werden, jedoch entschied er sich für keine derselben, da er noch immer die Absicht hegen mochte, nach Riga zurückzukehren. Seine freundschaftlichen Beziehungen zum Professor Heyne in Göttingen ließen ihn allerdings mehrfach sich für eine Anstellung an dieser Universität geneigt erklären, und im August 1775 erfolgte auch eine vor-

läufige Berufung dahin als vierter Professor der Theologie und Universitätsprediger. Diese Berufung kam ihm erwünscht; er hatte eben um jene Zeit einige in seiner amtlichen Stellung liegende Differenzen mit dem Grafen Wilhelm von Bückeburg, und es war ihm wohl ganz recht, von dort weggehen zu können. Indeß auch diese Berufung nach Göttingen war nicht ohne einen herben Beigeschmack. Man verlangte von ihm, daß er sich einem förmlichen theologischen Examen unterwerfe; anfangs wollte Herder nicht darauf eingehen, endlich gab er nach; er machte sich zur Reise nach Göttingen bereit, wo ein theologisches Colloquium abgehalten werden sollte — da empfing er von Göthe die Anfrage, ob er die Stelle als Generalsuperintendent in Weimar annehmen wolle.

Herder sagte mit frohem Gemüth zu, und um Michaelis 1776 trat er sein neues Amt in Weimar an, nachdem auch dort mancherlei Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, zu überwinden gewesen waren.

Fünfter Abſchnitt.

Herders Aufenthalt in Weimar bis zu ſeiner Reiſe nach Italien. Seine „Stimmen der Völker in Liedern.“

Herder wurde vom Herzog und den beiden Herzoginnen in Weimar, ſowie von Göthe recht wohl aufgenommen, nicht ſo von den übrigen zu ſeiner Stellung gehörenden Perſonen und Verhältniſſen.

Er war am 2. October Abends in Weimar angekommen, und gleich in die erſten Tage fiel eine ernſthafte und unangenehme Differenz. Als er nämlich am 15. October als Conſiſtorialrath in das Oberconſiſtorium eingeführt wurde, las ihm der Präſident ein Reſcript vor, nach welchem allen denjenigen Perſonen,

die ſeine eigentliche Gemeinde bilden ſollten, die Erlaubniß gegeben wurde, ſich ihren Beichtvater frei, wo es ihnen beliebte, zu wählen. Herder war erſtaunt über eine Maßregel, welche gegen den ausdrücklichen Inhalt ſeiner Berufung, welche die Gemeinde vollſtändig von ihm zu trennen wohl geeignet war. Er proteſtirte entſchieden dagegen und erklärte, er werde unter ſolchen Umſtänden das Amt nicht antreten. Der Herzog ſelbſt mußte ſich hier in's Mittel ſchlagen und Herder bewilligen, was ihm gehörte.

Seine Probepredigt machte den tiefſten Eindruck — man hatte gemeint, er könne gar nicht predigen, und war nicht wenig von Ausarbeitung wie Sprache und Vortrag der Predigt überraſcht. Welch thörichtes Zeug über ihn in Umlauf gebracht war, erſieht man aus einem Briefe Herders an Hartknoch; bereits am 13. Januar des folgenden Jahres (1777) hatte er an dieſen treuen Rigaer Freund zu ſchreiben: „Ich bin hier allgemein beliebt und geehrt bei Hofe, Volk und Großen; der Beifall geht bis in's Ueberſpannte. — Was du von den Vorſtellungen der Geiſtlichen ſchreibſt, iſt nur halb wahr; Vorſtellungen ſind's nie geweſen, aber dummes Geträſch unter dem Pöbel (das ja aber meinen Ruf hieher, den ich hatte, keinen Augenblick aufſchieben konnte, wie leicht zu ſehen), und das blos durch mein Hinſtellen „da bin

ich!“ vernichtiget und in Koth getreten iſt. — Glaube ſolchem Geſchwätz nicht, lieber Hartknoch, oder wenigſtens ſchreibe mir's nicht. Sie ſchwätzen jetzt genug von mir. Von meinen Predigten in Stiefel und Sporn, in galonnirten Kleidern ꝛc. Wer wird da nur eine Feder anſetzen, es zu ſchreiben und zu widerlegen! Ich lebe im Strudel meiner Geſchäfte, einſamer und zurückgezogener, als ich in Bückeburg nur gelebt habe; ſtehe in Doctor Luthers Prieſterrock und Chorhemde, wo die andern ſtehen.“

In Berlin z. B. erzählte man ſich von dem neuen Generalſuperintendenten in Weimar, er reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche in Weimar u. ſ. w. Solche unſinnige Lügen hatte eine ſehr ſtarke Gegenpartei unter die Leute gebracht, die ſich bereits gegen ihn gebildet hatte, ehe er nur nach Weimar gekommen war.

Dieſe Gegenpartei ſtand ihm im Conſiſtorium in der Perſon ſämmtlicher übriger Mitglieder entgegen, welche ſich bemühten, allen Neuerungen, wie ſie die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen Herders im Schul- und Kirchenſache nannten, entgegen zu arbeiten. So hatte Herder immer leeres Stroh zu dreſchen, eine Arbeit, die bei ſeinem Eifer und ſeinem Talent allerdings ihn verbittern mußte. So ſchrieb er einmal

in Folge seines Unmuths über alle diese Dinge folgendes Epigramm nieder:

An das Crucifix im Consistorium.

O du Heiliger, bleibt dir immer dein trauriges Schicksal,
Zwischen Schächern gehängt, sterbend am Kreuze zu sein?
Und zu deinen Füßen erscheint das Wort des Propheten,
Von der Ochsen und Farr'n feisten geselligen Schaar.
Heiliger! blick' auf mich, und sprich auch mir in die Seele:
„Vater, vergib! denn die wissen ja nie, was sie thun."

Recht bald kam er zu der betrübenden Einsicht, daß ihm keine andere Möglichkeit übrig war, in seiner nächsten Nähe für das Gute zu wirken, als vermittelst seiner Predigten, und so verwendete er denn diese nach Kräften, um des Guten und Vernünftigen Samen auszustreuen.

Eine Erholung und einen Ersatz für das Unangenehme, was mit seinem Amte verbunden war, fand er in den vielfachen freundschaftlichen Beziehungen, die er mit den meisten jener bedeutenden Männer einging, an denen das kleine Weimar damals so reich war. Mit Wieland, v. Knebel, v. Einsiedel, auch mit Göthe wurden diese Beziehungen besonders angenehm und dauernd. —

Gleich in den ersten Monaten des Aufenthalts in Weimar wurde Herder von einem Gallenfieber befallen,

im Frühjahr des folgenden Jahres bekam er die Gelbſucht. Nach ſeiner Wiederherſtellung beſuchte er Pyrmont, ohne indeß aus dem Gebrauch der Bäder einen beſondern Nutzen zu ziehen.

Das erſte Jahr ſeines Aufenthalts in Weimar war bei den eben angedeuteten Verhältniſſen natürlich nicht fruchtbringend für ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit geweſen, um ſo mehr war es die Folgezeit.

So ließ er im Jahre 1778 erſcheinen den erſten Theil der Volkslieder, die Lieder der Liebe, die Schrift vom Erkennen und Empfinden der menſchlichen Seele, und die Schrift: Plaſtik. Von der baieriſchen Akademie der Wiſſenſchaften erhielt er den Preis für die Schrift von der Wirkung der Dichtkunſt auf die Völker. Im Jahre 1779 erſchienen der zweite Theil der Volkslieder und das Buch von der Zukunft des Herrn.

Mit den Volksliedern trat Herder recht eigentlich in die Zahl der Dichter. Er hatte dieſe Volkslieder aus den Literaturen vieler Sprachen zuſammengetragen und meiſterhaft überſetzt. Der Werth dieſes Buches iſt, gleich dem des Cid, bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben; wir ſchalten hier einige Proben ein.

Die ſchöne Dolmetſcherin.

Eine morlackiſche Geſchichte.

Ueber Gravo fiel der Paſcha Muſtaj,
Und rings um die hohe Mauer ſanken
Viel von ſeinen Edeln. Als die Türken
Abends nun im Hauſe des Nikolo,
Des Gebieters über Gravo, aßen,
Baten ſie um friſches Waſſer. Niemand
War der Sprache kundig, als die ſchöne
Tochter des Nikolo, und zur Mutter
Rief ſie: Liebe Mutter, auf die Füße!
Friſches Waſſer fordern dieſe Türken.

Stand die Mutter auf und brachte Waſſer.
Alle tranken, doch der Jüngling Muza
Trank nicht; bittend ſprach er zu der Mutter:
„Edle Frau, der Himmel ſei Euch günſtig!
Aber gebt, o gebt mir Eure Tochter
Zur getreuen Gattin.“ — „Scherze nicht ſo,“
Spricht die Mutter, „Du des Paſcha Krieger;
Lang' vermählet iſt ſchon meine Tochter

An Zekulo, an des ſtolzen Janko
Neffen. Er gab ihr von rother Seide
Drei gar aus der Maßen ſchöne Kleider,
Und von feinem Golde drei Agraffen,
Und drei Diamanten, alſo prächtig,
Daß an ihrem Glanz man Abends ſpeiſen
Und in Mitternacht, als wär' es Mittag,
Zehen Pferd' behufen könnte. Alſo
Iſt für Dich, o Krieger, nicht das Mädchen."

Traurig ſaß auf dieſes Wort der Jüngling,
Sprach nicht mehr und ſchloß die Nacht kein Auge,
Und nach langer Nacht bei Tages Anbruch
Sprang er auf, auf ſeine wackern Füße,
Ging zum Zelt des Paſcha und mit tiefen
Worten ſprach er alſo: „Hoher Paſcha!
Unter allen Schönen, die Dein weites
Land Dir zollet, iſt von Himmelsſchönheit
Hier ein Mädchen, unſrer Sprache kundig,
Tochter des Nikolo, Herrn von Gravo."

Und der Paſcha ließ den Grafen rufen,
Sprach vertraulich zu ihm: „Iſt es Wahrheit,
Was die Rede ſaget? Deine Tochter
Sei ſo ſchön und lieblich aus der Maßen?
Wollteſt Du ſie mir zur Gattin geben?"

Unverändert ſprach der edle Vater:
„Schön iſt meine Tochter, hold und lieblich;
Aber längſt iſt ſie zur Braut vermählet.
Zekulo, des ſtolzen Janko Neffe,
Gab von rother Seide ihr drei Kleider,
Und von feinem Golde drei Agraffen,
Und drei Diamanten.“

Spricht der Paſcha
Freundlich: „Auf! wohlauf denn, Freund Nikolo,
Laß das ſchöne Mädchen und den Bräut'gam
Zu mir kommen, daß es ſich entdecke,
Wen von beiden ſie ſich wähle?“

Mißmuth
Ueberfiel den Grafen bei der Rede.
Kaum zu Hauſe, ſendet er ein weißes
Blatt an Zekulo, des Woiwods Neffen:
„Jüngling Zekulo, der Paſcha ſucht Dir
Deine ſchöne Braut zu rauben. Eile!
Komm zu meinem Hofe und wir gehen
Beide zu dem Zelt des Paſcha. Morgen
Soll das Mädchen ſagen, wen ſie wähle?“

Kaum das Blatt geleſen, legt der Jüngling
Auf ſein allerſchnellſtes Roß den Sattel,
Nimmt mit ſich dreihundert der Vaſallen,

Kommen noch den Abend ſpät zum Grafen.
Kaum vorbei die Nacht und Morgenanbruch,
Gehen Braut und Bräutigam zum Paſcha,
Treten vor ihn, und mit ſüßen Worten
Spricht der Türke zu dem Mädchen: „Wähle,
Schönes Mädchen, mit wem willſt Du ziehen?
Zieh'n mit Zekulo? wie? oder Gattin
Eines Paſcha heißen?“

Und das Mädchen
(Alſo hatt' die Mutter ſie gelehret)
Schnell erwiedert ſie: „Auf grünem Graſe
Will, o Herr, ich lieber mit Dir ſtehen,
Als mit Zekulo auf rother Seide.“

Zekulo im Zorn erhob die Stimme:
„Iſt das Deine Treue, Deine Seele,
Die Du mir bei Deinem Gott geſchworen!
Schnell, Untreue, gieb die Goldgeſchenke
Mir zurück und geh, zu wem Du wolleſt.
Recke aus die Hand.“ Betrogen reckte
Sie ſie aus, zu geben die Geſchenke;

Aber eine böſe Schlange ſtach ſie.
Zekulo mit ſeinem ſcharfen Säbel
Hieb ihr ab die rechte Hand der Untreu.

Sprach zum Paſcha: „Herr, es iſt Dein Glück noch!
Dieſe rechte Hand war mir gegeben,
Nimm den Reſt nun, Jeder hat das Seine.“

Knirſchend rief der Paſcha: „Kühner Jüngling,
Und das wagſt Du hier in meinem Divan?
Biſt Du tapfer wie Du keck biſt, Jüngling,
Aus, hinaus zum Zweikampf!“ Und der Jüngling
Nahm mit Freuden an den Zweikampf. Beide
Reiten mit Gefolge auf die Ebne;
Doch das Schickſal war dem Paſcha widrig,
Und der Jüngling mit dem ſcharfen Säbel,
Spaltet Mann und Sattel. So gerieth Dir
Deine Untreu ſchlecht, betrog'nes Mädchen.

Ein ſicilianiſches Liedchen.

Sage, ſag', o kleine Biene,
Wohin eilſt du ſchon ſo frühe?
Noch auf keinem Gipfel taget
Nur ein Strahl der Morgenröthe.

Allenthalben auf den Wieſen
Zittert noch der Nachtthau funkelnd,
Nimm in Acht dich, daß er deinen
Goldnen Flügelchen nicht ſchade.

Sieh, die Blümchen alle ſchlummern
Noch in ihren grünen Knospen,
Schließen noch die Köpfchen träumend
Dicht an ihre Federbettchen.

Doch du ſchlägſt ſo raſch die Flügel!
Eileſt emſig deines Weges!
Sage, ſage mir, o Bienchen,
Wohn gilt's? Wohin ſo frühe?

Suchſt du Honig? Wenn nichts anders,
So laß ruhen deine Flügel,
Ich will dir ein Oertchen zeigen,
Wo du immer Honig findeſt.

Kenneſt du nicht meine Nice?
Nice mit den ſchönen Augen,
Ihre Lippen hauchen ſüße
Süßigkeiten unerſchöpflich.

Auf der ſchöngefärbten Lippe
Meiner einzig Hochgeliebten,
Da iſt Honig! Auserleſ'ner!
Da, o Bienchen, ſauge, ſauge!

Lied der Morgenröthe.

Franzöſiſch.

Komm, Aurore!
Und entflore
Mir dein Purpurangeſicht:
Deine Strahlen,
Ach ſie malen
Mir mein Purpurmädchen nicht.

Ihr ſüße
Himmelsküſſe,
Mit Ambroſia geſpeiſt;
Wer ſie küſſet,
Der genießet
Nektarthau und Göttergeiſt.

Schlank, wie Reben
Aufwärts ſchweben,
Schwebt ihr Schwanenwuchs hinan:
Wie die ferne
Morgenſterne,
Glänzet mich ihr Auge an.

Ihren ſchönen
Zarten Tönen
Horcht und ſchweigt die Nachtigall:
Hain und Bäume
Stehn wie Träume
Am verſtummten Waſſerfall.

Blumen ſproſſen
Hingegoſſen,
Wo ihr zarter Tritt geſchwebt:
Amoretten
Winden Ketten,
Wo ſie ſpricht und liebt und lebt.

Alle Leiden
Werden Freuden,
Täglich ihren Blick zu ſehn:
Um ſie ſcherzen,
In ihr herzen
Tugenden und Grazien.

Wiegenlied einer unglücklichen Mutter.

Schottisch.

Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn,
Und ſchläfſt Du ſanft, bin ich ſo froh,
Und wimmerſt Du — das ſchmerzt mich ſo!
Schlaf ſanft, Du kleines Mutterherz,
Dein Vater macht mir bittern Schmerz.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Dein Vater, als er zu mir trat,
Und ſüß, ſo ſüß um Liebe bat,
Da kannt' ich noch ſein Truggeſicht,
Noch ſeine ſüße Falſchheit nicht.
Nun, leider! ſeh' ich's, ſeh' ich's ein,
Wie nichts wir ihm nun beide ſein.
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Ruhe ſanft, mein Süßer, Schlafe noch!
Und wenn Du aufwachſt, lächle doch,
  Doch nicht, wie einſt Dein Vater that,
  Der lächelnd mich ſo trogen hat.
Behüt' Dich Gott! — Doch macht's mir Schmerz,
Daß Du auch trägſt ſein G'ſicht und Herz.
  Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
  Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Was kann ich thun? Eins kann ich noch:
Ihn lieben will ich immer doch!
  Wo er geh' und ſteh', nah' und fern,
  Mein Herz ſoll folgen ihm ſo gern.
In Wohl und Weh, wie's um ihn ſei,
Mein Herz noch imm'r ihm wohne bei.
  Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
  Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Nein, ſchöner Kleiner, thu' es nie,
Dein Herz zur Falſchheit neige nie,
  Sei treuer Liebe immer treu,
  Verlaß ſie nicht, zu wählen neu;
Dir gut und hold, verlaß ſie nie —
Angſtſeufzer, ſchrecklich drücken ſie!
  Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
  Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Kind, ſeit Dein Vater von mir wich,
Lieb' ich ſtatt Deines Vaters Dich.

Mein-Kind und ich, wir wollen leben;
In Trübſal wird es Troſt mir geben —
Mein Kind und ich, voll Seligkeit,
Vergeſſen Männergrauſamkeit. —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Leb wohl denn, falſcher Jüngling, wohl!
Der je kein Mädchen täuſchen ſoll!
Ach jede, wünſch' ich, ſeh' auf mich,
Trau' keinem Mann und hüte ſich!
Wenn erſt ſie haben unſer Herz,
Forthin macht's ihnen keinen Schmerz. —
Schlaf ſanft, mein Kind, ſchlaf ſanft und ſchön!
Mich dauert's ſehr, Dich weinen ſehn.

Das nußbraune Mädchen.

Schottiſch.

Falſch oder wahr, man ſagt es klar:
„Wer traut auf Weibertreu,
Der trügt ſich ſehr, der büßt es ſchwer
Mit mancher ſpäten Reu.“
So ſpricht die Welt, doch, wenn's gefällt,
Hört ein Geſchichtchen an;
Vom Mädchen braun, die feſt, und traun!
Liebt, wie man lieben kann.

Es kam zu ihr, leiſ' an die Thür
Ihr Lieb zu Mitternacht,
Thu, Mädchen, auf in ſchnellem Lauf,
Eh jemand hier erwacht.
Sie that ihm auf in ſchnellem Lauf:
„Ich muß, ich muß von hier,
Zum Tod verdammt, vom Richteramt,
Nehm' Abſchied ich von Dir. —

Ich muß gar bald in wilden Wald,
Sonſt iſt's um mich geſchehn.“
„O nein, o nein! es kann nicht ſein! —
Auch ich will mit Dir gehn.“
„Was iſt der Zeit Glückſeligkeit?
Sie wandelt Lieb' in Noth.“
„O Lieber, nein! es kann nicht ſein!
Uns ſcheidet nur der Tod.“

„Du kannſt nicht mit! Hör' an, ich bitt',
Hör' an und laß es ſein.
Was iſt der Wald für Aufenthalt
Für Dich, Du Liebe mein!
In Froſt und Schnee, in Durſt und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz;
Nein, Liebe, nein! es kann nicht ſein,
Bleib hier und ſtill' Dein Herz.“

„Nein, Lieber, nein! geh' nicht allein!
Ich muß, ich muß mit Dir!
Entflieheſt Du, wo find' ich Ruh?
Was bleibt für Leben mir?
In Froſt und Schnee, in Durſt und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz
Nichts ficht mich an, gehſt Du voran
Und ſtillſt mein armes Herz.“

„Ach, Liebe, nein! Ich muß allein,
Bleib' hier und tröſte Dich;
Es ſtillt die Zeit ja alles Leid,
Sie ſtillt Dir's ſicherlich.
Was wird die Stadt, die Zungen hat,
So ſcharf wie Spieß und Schwert,
Für bitt're Schmach Dir reden nach,
Wenn ſie die Flucht erfährt?"

„Nein, Lieber, nein! es kann nicht ſein,
Mich tröſtet keine Zeit;
Ein jeder Tag, der kommen mag,
Macht neu mir Herzeleid.
Was geht die Stadt, die Zungen hat,
Was ihre Schmach mich an?
Komm, Liebſter, bald zum grünen Wald,
Wenn der uns ſichern kann."

„Der grüne Wald iſt wild und kalt,
Und drohet mit Gefahr;
Wenn meine Hand den Bogen ſpannt,
So zitterſt Du fürwahr!
Erhaſcht man mich, ſo bind't man Dich,
So leideſt Du mit mir,
So folgt auf Noth der bitt're Tod,
Bleib' hier, ich rathe Dir."

„Nein, Lieber, nein! die Lieb' allein
Macht ſicher in Gefahr.
Sie giebt dem Weib' auch Mannesleib
Und Mannesherz fürwahr.
Wenn Deine Hand den Bogen ſpannt,
Lauſch' ich für Dich und mich;
Und trotze Noth und trotze Tod,
Und ſichre mich und Dich."

„Der wilde Wald iſt Aufenthalt
Für Räuber und für's Thier;
Kein Dach und Fach als Himmelsdach,
Als Laub zur Decke Dir.
Dein Hütt' und Raum iſt Höhl' und Baum,
Dein' Bette kalter Schnee;
Dein kühler Wein muß Waſſer ſein,
Dein Labſal Hungersweh."

„Der grüne Wald iſt Aufenthalt
Der Freiheit mir und Dir.
Folg' ich Dir nach, was brauch' ich Dach?
Was Dir ziemt, ziemet mir.
Dein' harte Hand thut Widerſtand
Dem Räuber und dem Wild,
Schafft Speiſ' und Trank, und Lebenslang
Die Quelle ſüß mir quillt."

„O nein! o nein, es kann nicht ſein!
Die ſeidne Locke hie,
Sie muß herab! es muß hinab
Dein Kleid Dir bis zum Knie.
Kommſt nimmer nicht vor's Angeſicht
Der Schweſter, Mutter Dein;
Ein Weib iſt bald ſo warm als kalt;
Leb' wohl, es kann nicht ſein."

„Leb', Mutter, wohl! ich muß und ſoll
Gehn mit dem Lieben mein!
Lebt Schweſtern all' im Freudenſaal,
Ich geh' nicht mehr hinein.
Sieh, wie das Licht des Morgens bricht!
Auf, Lieber, aus Gefahr!
Was kümmert Kleid und Weiberfreud',
Was kümmert mich mein Haar?"

„Wohlan, ſo ſei denn feſt und treu,
Und hör' ein ander Wort,
Der grüne Wald iſt Aufenthalt
Für meine Buhle dort.
Die lieb ich ſehr und lieb ſie mehr
Als Dich, die alt mir iſt,
Und wähle dort den Ruheort
Ohn' allen Weiberzwiſt."

„Laß immer ſein die Buhle Dein
Im grünen Walde dort;
Ich will, wie Dir, auch folgen ihr,
Will horchen ihrem Wort,
Und lieben Dich und üben mich
(Auch wären's hundert noch)
In ſüßer Pflicht und fehlen nicht
Der Liebe treuem Joch."

„O Liebſte mein! kein Flitterſchein,
Kein Wandel iſt in Dir!
Von allen je, die ich erſeh',
Biſt Du die Treue mir.
Sei frei und froh, es iſt nicht ſo,
Ich bin nicht fortgebannt,
Sei ohne Harm, ich bin nicht arm,
Ich bin ein Graf im Land."

„Sei was Du biſt, die mit Dir iſt,
Iſt immer Königin!
Was wankt ſo oft und unverhofft,
Als falſcher Männer Sinn?
Du wankeſt nie! und ſpät und früh
Will ich die Deine ſein;
Alt oder neu, bin ich Dir treu,
Lieb' ewig Dich allein."

Die ſchöne Roſemunde.

Engliſch.

Einſt herrſcht' ein König, in der Zahl
Heinrich der Zweit' er hieß,
Der liebte, nebſt der Königin,
Ein Fräulein hold und ſüß.

Ihres Gleichen war auf Erden nicht
An Liebreiz und Geſtalt;
Kein ſüßer Kind war auf der Welt
In eines Mannes Gewalt.

Ihr Lockenhaar, für feines Gold
Hätt's Jedermann erkannt;
Ihr Auge ſtrahlte Himmelsglanz
Wie Perl' aus Morgenland.

Das Blut in ihren Wangen zart
Trieb ſolch ein Roth und Weiß,
Als ob da Roſ' und Lilie
Stritt um den Wettepreis.

Ja Roſe, ſchöne Roſemund'
Hieß recht das Engelskind,
Der aber Königin Lenor'
War todesfeind geſinnt.

Darum der König, ihr zum Schutz,
(Der Feindin zu entgehn)
Zu Woodſtock baut' eine ſolche Burg,
Als nimmer war geſehn.

Gar künſtlich war die Burg erbaut
Von feſtem Holz und Stein;
Nach hundert funfzig Thüren erſt
Kam man zur Burg hinein.

Und alle Gänge ſchlangen ſich
So durch und durch in's Haus,
Daß ſonder eines Leitgarnsbund
Niemand kam ein und aus.

Und ob des Königs Lieb' und Gunſt
Zu ſeiner holden Braut
Ward nun dem treu'ſten Rittersmann
Die Macht der Burg vertraut.

Doch ach! das Glück, das oft ergrimmt,
Wo es zuvor gelacht,
Beneidet bald des Königs Luſt
Und Röschens Liebespracht.

Des Königs undankbarer Sohn,
Den er ſelbſt hoch erhöht,
Empörte ſich in Frankreich ſtolz
Nach Vaters Majeſtät.

Doch eh' noch unſer König hold
Sein Engelland verließ,
Da nahm er noch dieß Lebewohl
Von ſeiner Buhle ſüß:

„O Roſemunde, Roſe mein,
Du meiner Augen Luſt,
Die ſchönſte Blum' in aller Welt
An Deines Königs Bruſt."

„Die Blume, die mein Herz erquickt
Mit ſüßem Wonneſtrahl,
O meine Königsroſe, leb',
Leb' wohl zu tauſenmal;"

„Denn, meine ſchönſte Roſe, nun
Werd' ich Dich lang' nicht ſehen,
Muß über's Meer, muß Aufruhrsſtolz
In Frankreich bändigen."

„Doch, meine Roſe — ja gewiß!
Sollt' bald mich wiederſehn!
Und mir im Herzen — o, da ſollt
Du immer mit mir gehn!"

Als Roſemund, das holde Kind,
Kaum Königs Wort gehört,
Da brach mit Macht der Kummer aus,
Der tief ihr Herz verzehrt.

Im Himmel ihrer Augen ſchwamm
Thrän' über Thrän' hinan,
Bis, wie ein Silber, Perlenthau
Von ihren Wangen rann.

Der Lippen zart Korallenroth
Ermattet' und erblich;
Vor Kummer ſtarrt ihr ſchönes Blut
Und all' ihr Geiſt entwich.

Sie ſank, in Ohnmacht ſank ſie hin
Zu ihres Königs Knie,
Der oft dann ſeinen Königsarm
Voll Liebe ſchlang um ſie.

Wohl zwanzig, zwanzig Male küßt
Er ſie mit naſſem Blick,
Bis endlich noch ihr ſanfter Geiſt
In's Leben kam zurück.

„Was iſt Dir, Roſe, Roſe mein,
Was Dir ſo Kummer macht?“ —
„Ach,“ ſeufzt ſie, „ach, mein König feucht
Ja fern in Todesſchlacht!

„Und da mein Herr in fremdes Land,
Vor wilder Feinde Heer,
Hinzieht, und Leib und Leben wagt,
Was ſoll ich denn hier mehr?“

„Dein Waffenknabe laß mich ſein,
Gieb Tartſche mir und Schwert,
Daß meine Bruſt dem Streiche ſteh,
Der Dich zu tödten fährt.“

„Wie? oder saß im Königszelt
Mich betten Dir zur Nacht,
Und kühlen Dich mit Bädern frisch,
Wenn Du kommst aus der Schlacht."

„So bin ich doch bei Dir, und will
Nicht Arbeit scheu'n, noch Noth!
Ab'r ohne Dich — ach, leb' ich nicht,
Da ist mein Leben Tod!"

„Besänft'ge Dich, mein Liebchen, sieh,
Du bleibest heim in Ruh,
Im lieblich schönen Engelland;
Kein Feldzieh'n kommt Dir zu!"

„Nicht blut'ger Krieg, der Friede sanft
Ist für Dein sanft Geschlecht
Auf schöner Burg ein Freudenfest,
Nicht Lager und Gefecht!"

„Mein Röschen soll hier sicher sein
In Lust und Saitenspiel,
Indeß ich unter scharfem Speer
Den Feind aufsuchen will."

„Mein Röschen glänzt in Perl' und Gold,
Indeß mich Stahl umhüllt;
Mein Liebchen tanzt hier Freudentanz,
Wenn dort mich Schlacht umbrüllt."

„Und, Edler, den ich auserkannt
Zu meiner Liebe Wacht,
Hab', wenn ich weit entfernet bin,
Hab' auf mein Röschen Acht!"

Und nun erſeufzte tief der Held,
Als bräch' ihm ganz ſein Herz,
Und Roſemund', ach! ſprach nicht mehr,
Kein Wort nicht mehr vor Schmerz.

Und freilich konnt' ihr Scheiden ſein
Für beider Herz ſo ſchwer,
Denn ſeit der Zeit ſah' Roſemund'
Nie ihren König mehr.

Kaum daß der Held fern über Meer,
In Frankreich Krieg begann,
Kam Königin Lenore ſchon
Erboßt zu Woodſtock an.

Schafft ſchnell den Ritter zu ſich her,
Ach unglückſel'ge Stund'!
Er kam von ſeiner Burg herab,
Und hatt' das Fadenbund.

Und als er hart verwundet war,
Gewann ſie das Gebund,
Und kam, wo wie ein Engel ſchön
Saß Fräulein Roſemund'.

Und da ſie nun mit ſtarrem Blick
Sah' ſelbſt der Schönen Glanz,
Ob aller Reize Trefflichkeit
Stand ſie verſteinert ganz.

„Wirf ab," ſchrie ſie, „wirf ab das Kleid
So köſtlich und voll Pracht,
Und trink hier dieſen Todestrank,
Den ich für Dich gebracht."

Auf ihre Kniee fiel alsbald
Die ſchöne Roſemund',
Fleht tiefgebeugt ihr alles ab,
Was ſie ihr Leid's begunt.

„Erbarm' Dich," rief das holde Kind,
„Doch meiner Jugend zart!
Mit ſolchem ſtrengen Todesgift
Straf', ach! mich nicht ſo hart."

„Ich will aus dieſer Sündenwelt
Wo in ein Kloſter fliehn,
Will, wenn Du's forderſt, fern verbannt
Die weite Welt durchziehn."

„Und für die Schuld, die ich verbrach,
O! nur aus Zwang verbrach,
Straf', ach! mich wie Du willt, nur laß
Die Todesſtrafe nach!"

Und mit den Worten rang ſie oft
Und viel die Lilienhand,
Und längs dem ſchönen Angeſicht
Kam Thränenſtrom gerannt.

Doch nichts, ach! nichts beſänftigte
Die Wuth der Mörderin;
Sie ſtieß, noch knieend ſtieß ſie ihr
Den Becher Gift dahin.

Zu trinken aus das Todesgift
Nahm ſie es in die Hand,
Erhob ihr tiefgebeugtes Knie
Noch zitternd auf, und ſtand;

Und ſchlug die Augen himmelswärts,
Und fleht um Gnade — ach!
Da trank ſie aus das ſtrenge Gift,
Das bald das Herz ihr brach.

Und als der Tod nun voller Wuth
Durch ihre Glieder wallt',
Da pries noch ihre Mörd'rin ſelbſt
Die ſchöne Tod'sgeſtalt.

Und als ihr letzter Hauch entflieh,
Begrub man ihr Gebein
Zu Godſtow nah' nach Oxfort zu,
Wie's noch zu ſeh'n ſoll ſein.

— — — — — —

Im Jahre 1780 erhielt er von der Berliner Akademie zum dritten Male den Preis und zwar für die Schrift: Vom Einfluß der Regierungen auf die Wissenschaften.

Sieben Jahre später wurde er Mitglied dieser Akademie.

Im folgenden Jahre schrieb er die Briefe über das Studium der Theologie; im Jahr 1781 erhielt er auch von der Münchner Akademie zum zweiten Male den Preis für die Schrift: Ueber den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften.

Im Jahre 1782 erschien der erste Theil vom Geist der ebräischen Poesie, 1783 der zweite. 1784 erschien der erste Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, 1785, 1786, 1787 erschienen drei Sammlungen der zerstreuten Blätter, 1788 Gespräche über Gott.

Es war somit eine ganz außerordentliche Thätigkeit, welche Herder hier entwickelte. Dabei hatte er einen sehr umfangreichen Briefwechsel zu führen, machte mancherlei Reisen und lag mancherlei Studien noch immer mit dem früheren Fleiße ob.

Im Jahre 1788 verbeſſerte ſich das Materielle ſeiner Stellung durch eine beſondere Begebenheit. Herders Stelle trug bis zu dieſem Jahre nicht mehr als 1200 Thaler jährlich ein, das war für eine ſtarke Familie — Herders Ehe war ziemlich mit Kindern geſegnet — nicht eben viel, beſonders wenn man bedenkt, daß Krankheiten, Badereiſen u. ſ. w. viel Geld koſten. Am 10. März des genannten Jahres kam eine Poſtſendung mit 2000 Gulden bei Herder an, ein Geſchenk an ihn, begleitet von folgendem anonymen Briefe:

„Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer der größten Verehrung, vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen mir nicht den ſchönen Troſt, daß auch ich etwas zur Beruhigung und Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte; halten Sie ſich ja nicht für beleidget, denn mein Wunſch und Zweck iſt rein, vergeſſen Sie den Unbekannten, der dieſes Blatt ſchreibt und auch die Veranlaſſung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin; ſchweigen Sie, denn ich werde ewig ſchweigen.“

Die Sendung kam Herder ſehr erwünſcht', obſchon er gern den Geber gekannt hätte — ſeine Bemühungen, ihn zu erforſchen, blieben indeß ganz umſonſt. Vielleicht durch dieſes Factum hatte ſich der Herzog veranlaßt geſehen, zehn Tage ſpäter Herdern die Mittheilung zugehen zu laſſen, daß er von jetzt ab eine jähr-

liche Zulage von 300 Thalern aus des Herzogs Schatulle erhalten ſolle.

Dies Jahr ſchien — den Verluſt eines kleinen Kindes ausgenommen — für Herder überhaupt ein ſehr günſtiges ſein zu ſollen, es gewährte ihm auch die Erfüllung ſeines fortwährenden Lieblingswunſches, den ſchon der Knabe im friſchen Jugendmuth ausgerufen, einer Reiſe nach Italien. Der Freiherr Friedrich von Dalberg, Bruder des ſpäteren Fürſt Primas, lud ihn zu einer ſolchen Reiſe ein, der Herzog gab Urlaub, und am 6. Auguſt (1788) reiſte Herder nach Italien ab, während Goethe im Juni deſſelben Jahres von dort nach Weimar zurückgekehrt war.

Den Eindruck, welchen die Werke der Kunſt auf Herder machten, ſchildert er theils in den Briefen zur Beförderung der Humanität, theils an mehreren Orten der Adraſtea, im Uebrigen enthalten die Briefe an ſeine Gattin und Kinder mancherlei hierher Gehörendes. Aus dieſen Briefen wollen wir ein Paar Stellen mittheilen, die in einer oder anderer Weiſe zur Charakteriſirung Herders beitragen.

— — — — — —

Wunderbar iſt's, daß du mich fragſt, ob ich in der Nacht vom Dienſtag auf den Mittwoch in Nürnberg

an dich gedacht habe? So ſonderbar innig und gleichſam unwillkürlich an dich gedacht, daß ich glaube, du müßteſt es empfinden. Es iſt mir ein neuer Beweis, daß Seelen auch in der Entfernung untrennbar zuſammenhängen, und dieſer Glaube und ſein neuer Beweis ſoll mich auch in unſrer Untrennbarkeit ſtärken. Du biſt mein und du ſollt mein ſein; ich will dich mit Geiſtesarmen zu mir ziehen und an mich halten.

Heut iſt der 24. Auguſt Sonntag, der Tag unſrer Verlobung im Geiſt, da ich dir den erſten Brief brachte. Ich habe dich tauſend, tauſendmal lieber, als da ich ihn dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, du vielgeprüfte, gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenſeele! Du haſt mich zu allem gemacht, haſt ſeitdem für alles geſorgt, und dich für mich auf tauſendfache Art hingegeben. Und was habe ich dir gethan? Und wie kann's ich dir vergelten? Sorge für dich und die Deinen, ſchone deiner Geſundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daſeins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war: denn wir ſind weiſer und am Ende doch auch beſſer geworden. Ich fühle es ganz, daß unſre kurze Trennung ein wahres Geſchenk iſt, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß allen Zweifel aus deinem Herzen, und ſei mit deiner guten

ſtarken Seele bei mir, mit deiner lieben ſüßen Geſtalt vor mir und zu meiner Seite. Amen.

— — — — — —

Terni, den 17. September.

Tauſend Jahre ſcheinen mir, mein liebſtes Leben, ſeit ich nicht an dich geſchrieben habe, und zehntauſend, ſeit ich keinen Brief von dir erhalten habe; aber ſiehe auf die Charte, wie weit wir fortgerückt ſind; ſo daß wir morgen bequem in Rom ſein könnten, wenn wir nicht erſt den berühmten Waſſerfall bei Terni ſehen wollten, der einige Miglien von hier iſt, und wohin wir morgen unſre Reiſe ſteuern und dann übermorgen nach Rom unſre Straße fortſetzen wollen, ſo daß wir Ende dieſer Woche, etwa Sonnabend, wenn uns der Himmel hilft, daſelbſt glücklich anzukommen gedenken. Bisher ſind die Wirthshäuſer ſo ſchlecht geweſen, daß ich nirgends gleichſam ein kleines Winkelchen fand, wo ich dir hätte ſchreiben können, ſo ſehr es jeden Tag mein Herz begehrte. Nimm alſo mit dieſem Brief den Zoll der Liebe und des Andenkens von acht Tagen an, und lies unſern Fanciulli die weitern Abenteuer unſrer Reiſe vor, indem ihr eine Charte zur Hand nehmet.

Ich fange an, wo ich aufhörte, bei Ancona. — Am erſten Tag paſſirte nichts ſo gar Merkwürdiges.

Ich ging Nachmittag einen berühmten Miſſionär zu hören, den der Papſt aus Rom nach Ancona geſchickt hatte, die Ketzer zu bekehren. Er predigte auf einem großen Platz vor viel tauſend Männern und Weibern. Der abgefeimteſte Pfaffe, in der ſchönſten italieniſch-römiſchen Mundart, ſo infam, daß ich dir den Gräuel nicht ſagen mag; weil er mit den religiöſeſten Gebärden lauter Geſchichtchen und Geſpräche der Donne aus dem Beichtſtuhl erzählte. Hinter jeder derſelben lachte das ganze andächtige Auditorium laut auf, und blieb immer andächtig. Wir haben keinen Begriff von ſolchen istruzzione, wie ſie es nennen, in unſrer Gegend. Wie ſeine Stunde aus war, trat er ab; es wurde wieder geſungen, und ein Dominikaner trat auf das Gerüſt zu einer ernſthaften Predigt. So verbringt man die Zeit, wenn keine Oper oder Komödie da iſt, und das Damen wie Herren und das Volk. Man hat keinen Begriff von dem in den Tag hinein leben unter freiem Himmel. — Den Tag darauf wanderte ich allein durch die Stadt, weil D. zeichnete und die S. nicht wohl war. Gegen Mittag kam ich auf die ſchönſte Höhe der Welt, die über den Hafen von Ancona aufs adriatiſche Meer hinausblickt. Hier hat einſt ein Tempel der Diana an einem würdigen Platz geſtanden, jetzt iſt der Dom da. Ich konnte mich von der ſchönen Höhe des blaugrünen Meeres nicht trennen;

ging endlich aber doch hinunter und ſuchte die Börſe, wo vom Balkon eine ruhige, unendlich ſchöne Ausſicht aufs Meer iſt. Nachmittag fuhren wir in einige der Kirchen, die ich Vormittag ſchon geſehen hatte; auch auf eine ſchöne Höhe, und beſchloſſen, da es ſchon dunkel wurde, mit der Börſe und der porta nuova. — Morgens darauf, am Sonnabende ging's aus Ancona nach Loretto, wo wir Mittags ankamen, ſehr unrein, garſtig und ſchlecht logirten, und gleich den Nachmittag die Santa casa der Maria, die im Altar iſt, mit allen goldnen Kindern, allen unnennbaren Juwelen, Diamanten, Schmuck, Perlen, Gold, ſilbernen Statuen u. ſ. ſahen. Es iſt nicht zu beſchreiben — und verdient auch keine Beſchreibung, ich will euch davon erzählen. Das Beſte für mich war, außer vortrefflichen Basreliefs rings um den Altar eine Madonna von Raphael in der Schatzkammer, und eine kleinere, nebſt einem kleinen Johannes in den Zimmern des Papſts, wenn er herkommt. — Sonntags Mittag fuhren wir ab. Wir kamen über Recanati, wo erſt die Santa casa geſtanden, bis Macerata, logirten ſchlecht und theuer; es regnete die Nacht durch, und wir fuhren Morgens mit Tagesanbruch unter Regen in die Gebirge; es heiterte ſich aber bald auf, und wir kamen Abends unter der ſchönſten Mondbeleuchtung durch Thäler und Gegenden, von denen wir

keinen Begriff haben, in Fuligno an. Morgens sahen wir einen Raphael, viel schöner als der in Loretto, eine Maria mit dem Kind auf den Wolken, das Kind steigt aus ihrem Schoos und tritt mit dem einen Füßchen auf die Wolken. Unten ein vortrefflicher Johannes der Täufer, ein Mensch, der eine Welt in sich hat und auf das Kind zeigt, und zwei kniende Heilige, der eine ist das Portrait dessen, für den Raphael das Bild malte, ein Sekretär des Papsts, sein Freund, und hieß .... a Comitibus. Es ist ein herrliches Stück, nur leider beschädigt. Die Nonnen lassen es verderben. Wir sahen noch einiges andre und hätten von Fuligno in der schönsten Ebne von ganz Italien nach Perugia fahren können; die S. aber wollte nicht; wir reiseten also Nachmittag fort, nach Spoleto, gleichfalls in einem vortrefflichen, entzückenden Thale zwischen den Apenninen. Von der Schönheit der Apenninen ist nicht genug zu sagen. Es giebt, glaube ich, keine schönere Gegend des Gebirges, ob die Tyrolerberge gleich viel höher, wilder, kühner, größer sind. D. zeichnete hie und da; ein schöner Fund, den wir antrafen, war ein ganz erhaltener Dianen-Tempel, nicht weit von Rene, eine Station von Spoleto. Da es der erste Tempel ist, den ich sah, lief ich voll Freude hinab, umfaßte die eine schöne Säule, ganz mit Lorbeerblättern geziert, und sah mit ent-

ging endlich aber doch hinunter und ſuchte die Börſe, wo vom Balkon eine ruhige, unendlich ſchöne Ausſicht aufs Meer iſt. Nachmittag fuhren wir in einige der Kirchen, die ich Vormittag ſchon geſehen hatte; auch auf eine ſchöne Höhe, und beſchloſſen, da es ſchon dunkel wurde, mit der Börſe und der porta nuova. — Morgens darauf, am Sonnabende ging's aus Ancona nach Loretto, wo wir Mittags ankamen, ſehr unrein, garſtig und ſchlecht logirten, und gleich den Nachmittag die Santa casa der Maria, die im Altar iſt, mit allen goldnen Kindern, allen unnennbaren Juwelen, Diamanten, Schmuck, Perlen, Gold, ſilbernen Statuen u. ſ. ſahen. Es iſt nicht zu beſchreiben — und verdient auch keine Beſchreibung, ich will euch davon erzählen. Das Beſte für mich war, außer vortrefflichen Basreliefs rings um den Altar eine Madonna von Raphael in der Schatzkammer, und eine kleinere, nebſt einem kleinen Johannes in den Zimmern des Papſts, wenn er herkommt. — Sonntags Mittag fuhren wir ab. Wir kamen über Recanati, wo erſt die Santa casa geſtanden, bis Macerata, logirten ſchlecht und theuer; es regnete die Nacht durch, und wir fuhren Morgens mit Tagesanbruch unter Regen in die Gebirge; es heiterte ſich aber bald auf, und wir kamen Abends unter der ſchönſten Mondbeleuchtung durch Thäler und Gegenden, von denen wir

keinen Begriff haben, in Fuligno an. Morgens ſahen wir einen Raphael, viel ſchöner als der in Loretto, eine Maria mit dem Kind auf den Wolken, das Kind ſteigt aus ihrem Schoos und tritt mit dem einen Füßchen auf die Wolken. Unten ein vortrefflicher Johannes der Täufer, ein Menſch, der eine Welt in ſich hat und auf das Kind zeigt, und zwei kniende Heilige, der eine iſt das Portrait deſſen, für den Raphael das Bild malte, ein Sekretär des Papſts, ſein Freund, und hieß . . . . a Comitibus. Es iſt ein herrliches Stück, nur leider beſchädigt. Die Nonnen laſſen es verderben. Wir ſahen noch einiges andre und hätten von Fuligno in der ſchönſten Ebne von ganz Italien nach Perugia fahren können; die S. aber wollte nicht; wir reiſeten alſo Nachmittag fort, nach Spoleto, gleichfalls in einem vortrefflichen, entzückenden Thale zwiſchen den Apenninen. Von der Schönheit der Apenninen iſt nicht genug zu ſagen. Es giebt, glaube ich, keine ſchönere Gegend des Gebirges, ob die Tyrolerberge gleich viel höher, wilder, kühner, gröſſer ſind. D. zeichnete hie und da; ein ſchöner Fund, den wir antrafen, war ein ganz erhaltener Dianen-Tempel, nicht weit von Rene, eine Station von Spoleto. Da es der erſte Tempel iſt, den ich ſah, lief ich voll Freude hinab, umfaßte die eine ſchöne Säule, ganz mit Lorbeerblättern geziert, und ſah mit ent-

zücktem Blick auf die schönen Flüsse und Gegenden im Thal, mit ihren Nymphen hinab. Das innere Tempelchen hat ein Papst zur Kirche weihen lassen, damit es verschont bleibe; ich stieg, wie toll auf den Altar, zur Nische wo die heilige Göttin gestanden hatte; sie war aber nicht da. Hier hast du zwei Zweiglein aus den Mauren des Tempels, die ich für dich gepflückt habe. D. hat ihn in der Eile gezeichnet und will mir ihn zum Andenken der schönen Stunde geben, die wir da genossen. Die Gegend wird ewig in meiner Erinnerung bleiben.

Zu guter Zeit waren wir in Spoleto, besahen noch die porta Fugae, wo Hannibal floh, da er beim trasimenischen See geschlagen war, ein Gemälde mit Wasserfarben von Raphael in seiner ersten Manier, und die ungeheure Brücke zwischen zwei Bergen zur Wasserleitung. D. zeichnete diese den Morgen drauf, während dessen ich die Brücke beging und das Schloß bestieg. Ein sonderbarer Morgen. Um 10 Uhr fuhren wir weg, kamen Mittags auf die Somma, die höchste Höhe der Apenninen; Nachmittags durch den ersten Olivenwald, von dem ich dir ein Zweiglein von einem Ast beilege, der vor mir voller Früchte liegt, und ich durch Werner pflücken ließ, damit ich euch, wie die Taube Noah, ein Friedens- und Weisheits-Zeichen übersende. Und nun sind wir hier in Terni; morgen geht's zur Kaskade.

Lebt wohl, ihr Lieben! Lebe wohl, Du holde Maria, an die ich bei jedem Bilde von Raphael andächtig und glücklich denke; lebt wohl, ihr Kinder. Bald bin ich in Rom und finde von euch eine Menge Briefe. Gebe Gott, sie seien glücklich; gebe Gott, daß ihr alle wohl seid und mir lauter frohe Nachrichten meldet. O mein liebes Herz und Leben, erhalte dich und sorge für deine Gesundheit, habe die Kinder lieb und mache, daß ich sie wie Palmen wieder finde. Was fehlt uns, wenn wir froh sind und uns lieb haben? Nichts auf der Welt kann und darf uns fehlen. Ich umarme dich, du Engel Gottes, du, der ich ganz bin und es immer sein werde. — Die Cena ist aufgetragen; nachher noch einige Worte.

— — — — — —

Ehe ich Bekanntschaften mache, muß ich erst mit dem todten Rom wenigstens halb fertig sein, und da fehlt noch viel. Rom ist so groß und reich: eine Welt von dritthalb tausend Jahren ist hier zu suchen und zu finden; alles liegt so weit auseinander, und hat Ideen neben und vor sich, daß ich mir jeden Tag unwissender dünke. Ich habe tausend Sachen im Kopf und noch keine Zeile schreiben können, was ich gesehen habe. Da vergißt man Papst und Kardinäle. (28. Okt. 88.)

Rom erſchlafft die Geiſter, wie man ſelbſt an den meiſten hieſigen Künſtlern ſiehet: vielmehr einen bloßen Gelehrten, es iſt ein Grabmal des Alterthums, in welchem man ſich gar zu bald an ruhige Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich ſo leicht keinen Tag vorbeiſtreichen laſſe, ohne was geſehen oder mich um etwas bemüht zu haben; es bleibt indeſſen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmälig herauswünſche. Man fühlet ſich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, jemehr man mit Händen und Füßen ſtrebet. Das Alterthum, als Studium betrachtet, iſt unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die ſich aus Rom in alle Geſchichte ſchlingen, ſind ſo vielartig, und die Mittel, ſie zu verfolgen, werden hier ſo erſchwert, daß es beſſer iſt, zu guter Zeit ſie aus den Händen zu laſſen, und nur den Knäuel in ſeinem Gemüth zu behalten. Aus dem Vatikan werde ich nicht viel bringen; er liegt mir zu weit ab, mir fehlt Zeit, einen freien Gebrauch der Katalogen habe ich nicht erhalten können, noch weniger eine freie Anſicht der Schränke. Ich muß fordern, ſo wird mir, obwohl mit Mühe der ungeſchickten Sucher, gewährt, was ich fordre, kann aber nicht mitnehmen; und ſo gehen Stunden und halbe Tage hin, ohne daß man was erbeutet. Das Glück müßte mir ſehr wohl wollen,

wenn ich noch einen Fund thäte. O wie manches iſt anders in der Wirklichkeit, als in der Idee und Hoffnung! Deſto fleißiger bin ich nun nach meiner Art in der Kunſt. — — Indeſſen bin ich geſund, geſunder als jemals. Das Klima bekommt mir wohl, und jedermann ſagt, daß ich eine Farbe habe, wie ich ſie in Deutſchland nie gehabt habe. Das macht, man lebt unter dem ſchönen Himmel (wenn es nicht regnet! alsdann iſt's ein Jammer und Elend) ein blos himmliſches Leben; das Denken und die Mühe verlernt man ganz und gar, weil ſich immer der Gedanke zuerſt aufdringt: wozu die Mühe? wozu das Denken? Dabei aber, glaube ich, gewinnt, wenn ein ſolches Leben nicht zu lange anhält, die innere Elaſticität des Geiſtes und Körpers. Ich bin von guter Laune und eine gewiſſe ſinnliche Gleichgültigkeit iſt die einzige Göttin, die mich regiert, weil doch alles ein Traum iſt und für mich in Kurzem ſein wird.

— — — — — —

— Um wie manches hat mich dieſe Reiſe klüger gemacht! wie viel Seiten meines Weſens hat ſie leiſe und unleiſe berührt, die ich ſonſt kaum kannte! das weiß ich gewiß, ſie hat mir die Augen über die Menſchen tauſendfach geöffnet, und mich recht gezwungen,

den wahren Werth des Lebens finden, und insonderheit Treue und Liebe schätzen zu lernen, weil es ihrer in der Welt so wenig giebt..... Italien und in Specie Rom ist also freilich für mich eine hohe Schule gewesen, nicht sowohl aber der Kunst als des Lebens. Ernster wirst du mich gewiß finden, wenn ich wieder komme; aber fürchte meinen Ernst nicht; er knüpft mich an dich und die Meinigen mit neuen unauflöslichen Banden. O wenn ich wieder dein liebes Antlitz schaue und du mir deine treue Hand reichst! — ich kann mir den Augenblick nicht denken, ohne daß alles mein Schreiben ein Ende hat. Gebe Gott ihn mir zur glücklichen Stunde! Er mache das 89. Jahr für dich und mich gut, und für unsere liebe Heerde! Er wird's.

— — — — — —

An seinen ältesten Sohn Gottfried schrieb er:

Lieber Gottfried, ich muß an dich, da du doch schon ein Akademikus bist, auch einmal einen ordentlichen Brief schreiben, und das zwar von Tivoli, oder dem alten Tibur, das ich vorigen Sonnabend und Sonntag mit dem größten Vergnügen gesehen und genossen habe. Die Stadt selbst ist ein Bettelnest, wie alle kleinen Städte im Kirchenstaat, und die Straße

dahin ist wie alle Gegenden um Rom, wüste und öde. Aber die Natur hat alle menschliche Faulheit nicht zerstören können; sie ist noch dieselbe, wie sie in Horaz Oden und in der römischen Geschichte gemalt ist. Hier war die Villa des Mäcenas, sie steht in den Ruinen des untern Stockwerks und der unterirdischen Gewölbe noch prächtig da; das stolze hohe Haus aber, die Superba alta domus Maecenatis ist verschwunden. Sie sah weit vor sich; stand aber noch mehr da, um gesehen zu werden, und muß über alles, was wir jetzt machen, schön und prächtig gewesen sein; jetzt aber stehen Weinreben auf ihr und wachsen über Stangen die großen schwarzen Trauben Pergolese. An der andern Ecke des Berges, wo jetzt die Villa d'Este ist, und im Garten 300jährige hohe Cypressen stehen, auch die Königin der Fontainen, wie sie Michel Angelo nannte, ihr Wasser ausgießt, war die Villa des Cäsars, die nachher Sallustius kaufte. Alles dieß aber, was die Vorderseite gegen Rom zeigt, ist nichts gegen das, was das hintere Thal verbirgt. Der sanftschleichende Anio glaubt nicht, daß in wenigen Schritten ihm so viel Kampf und Sturz von der Natur bereitet worden. Wunderbar sind die Grotten, durch die er stürzt, der praeceps Anio des Horaz, und schön ist der Anblick, den er giebt, wenn mit Regenbogenfarben die Sonne auf ihm spielt. Ich habe zwei schöne Tage

genommen, dieſes Schauſpiel der Natur zu ſehen, bin beide Tage in der beſten Stunde bis zur innerſten Grotte Neptuns hinuntergeſtiegen und habe in der Silberwolke des aufſtäubenden Waſſers mit dem ſanften Entſetzen, welches die Alten Begeiſterung der Nymphen nannten, geſtanden. Oben an der Ecke des Berges ſteht ein lieblicher Tempel der Veſta, gemeiniglich der Sibyllentempel genannt, rund und ſchön; wir haben beide Tage Mittags in ihm gegeſſen. Das ſtille Anio iſt vor dem Blick, der rauſchende Anio im Ohr und erfüllt das ganze Tibur, wo man geht und ſteht, mit einer hohen und ſchönen Empfindung des Schauens und der göttlichen Gegenwart. Nachmittag ſtiegen wir hinab, den Anio hinüber, und umgingen das Thal, wo der Strom alle ſeine kleinern Leiden hat und ſeine lieblichen Künſte beweiſet. Das iſt ein Spaziergang, wie wohl wenige in der Welt ſind; auch haben die Römer, die zu leben wußten, jeden Fleck dieſer ſchönen Höhe benutzt und genoſſen. Am ſchönſten Ort der Ausſicht, wo jetzt das Kloſter des Antonio iſt, hatte Horaz ſein Haus, wenn er in Tivoli war; ſeine kleine Villa lag drei deutſche Meilen in den Sabinerbergen, deren Mons Lucretilis voll Ziegenheerden ich auch einmal beſuchen will; der Weg von ihr nach ſeinem Tibur am Anio hin ſoll ſehr ſchön ſein. Hier war denn der Winkel der Erde, der ihm am ſchönſten

gefiel, und wo er ſein ruhiges Alter hinbringen wollte; es iſt auch ein gar lieblicher Erdenwinkel, der die Phantaſie ſo ausfüllt in einem engen Raum, daß ihr nichts übrig bleibt. Hier waren denn das

Domus Albuneae resonantis
Et praeceps Anio ac Tiburni lucus et uda
Mobilibus pomaria rivis,

vor ſeinem Blick, wo er allen ſeinen Freunden Fröhlichkeit zuſang, als den einzigen Genuß des Lebens. Ich bitte dich, lies die ſiebente Ode des erſten und die ſechſte des zweiten Buchs, und habe den Horaz lieb, den, wie du weißt, ich immer lieb gehabt, und jetzt ſiebenfach lieber habe, nachdem mir die Wahrheit und Schönheit ſeiner Empfindungen der Natur und des Lebens in ſeinem heiligen Tibur recht lebhaft gemacht worden. Ach wer einige Wochen zu guter ſchöner Zeit in dieſem Luſtort der Natur verweilen, und jedes Plätzchen in ſeiner Tagesſtunde genießen könnte; es ließen ſich ſchöne Sachen daſelbſt denken.

Unſern kurzen Nachmittag haben wir ſehr glücklich genützt, ſind zu den Caſcatellen an jedem ſchönen Ort heruntergeſtiegen, und haben das ganze Thal unten wie einen ſchönen Tempel der Natur durchwandert. Auf

der ſchönſten Caſcatelle ſahen wir die untergehende Sonne mit ihren letzten Strahlen, und begrüßten noch in der ſchönſten Abendröthe die Quelle Aquonia, die ſo heimlich und ſtill liegt, daß man jeden Augenblick die Erſcheinung der Nymphen Dianens erwartet. Dann ſtiegen wir müde und vergnügt den Berg hinan, und aßen jeder ſeine zwei Eier und legten uns ſo ſanft zur Ruhe, als ob unſere rauſchende knirſchende Schilfmatratze das ſchönſte Bett wäre. Das Wirthshaus ſteht in der ſchönſten Gegend und der Tempel der Veſta gehört zu ihm, er ſteht in ſeinem Gärtchen. Der Anio rauſcht einem alſo auch im Schlaf in's Ohr, und da ich immer, wenn ich die Augen ſchließe, wie du weißt, Bilder ſehe, ſo ſchwebte Tibur wie ein ſchöner Kranz vor mir, in dem die Strecken der dunkeln ruhigen Oelbäume, Rosmarinſträuche, und die hellen ſilbernen Caſcatellen die Perlen und Edelſteine waren. Unter den vielen Villen, die den Caſcatellen gegenüber lagen, war auch des Varus Villa, an den Horaz die 18te Ode machte; er war ſein Nachbar; auf ihren Trümmern wachſen auch jetzt nichts als Weinreben, als ob Horaz Oden erfüllt würden. Ich bitte dich alſo noch einmal, lerne hübſch Latein und halte den Horaz in Ehren; er iſt ein gar lieber Dichter. Ramler und alle ſeine Nachahmer ſind ſteife ... gegen ihn: denn ihnen fehlt der Geiſt und die ſchönſte Blume ſeiner

Lieder, Leichtigkeit, Fröhlichkeit, Artigkeit, lieblicher Anſtand, das Gefühl der ſchönſten Lebensweiſe, welches ſeine Philoſophie ſowohl als ſeine Begeiſterung war. Viel Dinge um Tivoli habe ich noch nicht geſehen; z. B. die Villa des Hadrians, in ihren ungeheuren Ruinen. Auch die Königin Zenobia hat, da ſie als Gefangene aufgeführt war, bei Tivoli gewohnt, und man hat noch ein Grabmal ihrer Tochter mit einem goldenen Armbande gefunden; ich habe aber die Stelle, wo die ſtolze Königin ihr Leben als eine Hausmutter verleben mußte, noch nicht betreten. So auch noch nicht die Villa Catulls, wo jetzt ein Kloſter auf dem Berge iſt. Die größeſten und eleganteſten Leute, Marius, Atticus u. a. haben hier gewohnt, und alles, was ſchön und ruhig leben wollte, iſt hier hinausgeflüchtet. — Sei fleißig und gut, lieber Gottfried, wenn ich lebe, ſollt du auch Tivoli ſehen, und zwar jünger als ich, dem dieſe Anſicht jetzt nur wie eine ſchöne Nachmittagsſtunde kommt, indeß ſich die Sonne neiget. — Lebe wohl, du Guter, Lieber, und habe mich lieb.

Herder bereiſte das ganze Italien, in den erſten Tagen des Januar 1789 kam er auch nach Neapel. Das war der Glanzpunkt der Reize und Genüſſe, welche ihm die italieniſche Reiſe bot. Eine ziemliche Zahl ſeiner Briefe erzählt davon, hier nur ein Paar Bruchſtücke aus denſelben.

— — — — — — —

Ich bin glücklich in Neapel. Die Reiſe war beſchwerlich, denn die ſchönen Orangenwälder dieſes unglücklichen Erdſtrichs liegen unter ungeſehenem und unerhörtem Eiſe: ein trauriger Anblick! und Pferde und Menſchen, die des Schnees, des Eiſes und der Kälte eben ſo ungewohnt waren, konnten ſich auch nicht drein finden und fanden es brutta cosa bei ſolchem Wetter zu reiſen. Wer konnte es aber voraus ſehen? und am Ende hoffen wir, daß es nicht von Dauer ſein ſoll. Trotz der Kälte iſt die Luft hier, wie ich ſie zeitlebens noch nicht gefühlt habe, balſamiſch und erquickend. Vom drückenden Rom befreit, fühle ich mich wie einen ganz andern Menſchen, wiedergeboren an Leib und Seele. Was muß das für ein Aufenthalt

ſein in der ſchönen Jahreszeit! Ich glaube, man vergißt hier die ganze Welt und wünſcht mit den Seinigen hier nur zu ſehen und zu athmen. Wir wohnen am Meer mit der ſchönſten Ausſicht, die ich dir mündlich beſchreiben will. — O wenn du mit den lieben Kindern hier wäreſt? Hier wünſche ich dich, nicht in Rom; hier iſt Geſundheit, Ruhe und Leben, die ſchönſte Welt. Ich glaube es den Neapolitanern, daß wenn Gott ſich eine gute Stunde machen will, er ſich ans himmliſche Fenſter legt und auf Neapel herabſiehet. Auch ſehe ich oder fange an zu fühlen, wie man ein Grieche ſein konnte. Schade, daß dieſer Aufenthalt doch endlich nicht lange für mich ſein kann, und daß ich ihn nicht ganz werde genießen können, wie ich ihn wünſchte. Doch man muß nehmen was da iſt. O wenn ich euch in Neapel hätte! o wenn wir hier unſer bischen Leben ausleben könnten, wie wir wollten! Es iſt unſäglich und unausſprechlich. Du, Griechin, ſollteſt hier leben.

— — — — — — —

Ich bin geſund im ſchönen Neapel, Liebe, das wird dir genug ſagen. Wir kommen eben aus Pompeji und haben die Herkulaniſchen Gemälde durchſehen, an

einem ſehr ſchönen, reizenden Tage, Luft, Himmel, Berge, Meer und Erde ſind ein Zauberanblick, in dem man wie verſunken iſt, ſo daß man darüber kein Wort hat. O eine Gegend! Man fährt mitten im Winter durch Gärten Adonis, und wird von dem holden Traum trunken. Lange indeß könnte ich's hier nicht aushalten in dem Zuſtande, worin ich bin; meine einſame Seele wiegt ſich zuletzt in den Wellen des Meeres zum Abgrunde oder in die Ferne traurig, traurig. Ehegeſtern fuhr ich allein um den Pauſilipp herum wie hinein in die Abendröthe, und kam ſo ſanfttraurig wieder, daß ich drei Stunden hernach wie ſtumm war, — — — Grüße Goethe und Knebel, und ſage dem Letzern, daß ich ihn oft herwünſche, mit ihm am Ufer des Meeres ſpazieren zu gehen, den Vulkan mit ihm zu beſteigen, am Grabe des Sannazars, auf Capo di Monte oder ſonſt mit ihm in Magna Grăcia zu philoſophiren. O wie iſt die Natur hier groß und ſchön! Ich glaube, meine Seele iſt von hier nach den Nordländern hinübergeflogen; hier, wenn ich hier meine Heimath hätte, wiegte ſie ſich wie ein Vogel auf den Zweigen. Jetzt aber fliegt ſie höchſtens wie eine Seemöwe, ſich ein paar Fiſche zu holen.... Ich könnte hier wiedergeboren werden, wenn ich nicht ſo alt wäre, und Jemand um mich hätte, mit dem ich von Herz und Seele lebte. Indeſſen bin ich geſund und ſehe

die See und den Mond drüber, und die Lichter auf ihr, die da fischen, und höre in der Nacht die hohen Wellen brausen. Lebe wohl, Engel, und denke an deinen einsamen Ulysses am Ufer des Meeres freundlich. Alle guten Geister seien mit dir; meine Sehnsucht sendet sie dir über Meer und Berge zu, und ziehe dich oft her in meinen Gedanken.

— — — — — —

Am 9. Juli 1789 kehrte Herder von seiner Reise nach Weimar zurück.

Sechster Abschnitt.

Bis zum Jahre 1801.

Noch in Rom empfing er eine neue Berufung nach Göttingen. Der Professor Heyne, wie wir wissen, seit lange mit ihm innig befreundet, schrieb ihm am 15. März:

„Zu den Sonderbarkeiten unserer Schicksale gehört auch dieses, mein lieber Freund, daß ich Ihnen nach Rom über eine seltsame Angelegenheit schreiben muß, die ihnen nach ehemaligen Vorfällen anfangs unbegreiflich sein muß. Kurz, ich habe Ihnen, in Auftrag des Ministerii, unter höchster Genehmigung, den feierlichen Antrag zur Professio theologiae ordinaria

und ersten Universitätspredigerstelle mit dem Charakter eines Consistorialraths, der in unsern Landen der höchste ist, mit Stelle in der Fakultät, mit einem Gehalt, den Sie nach Ihrer jetzigen Lage selbst bestimmen können und müssen, mit 200 Rthlrn. jährlichen Witwengehalt, mit 40 Pistolen Antrittskosten, zu thun. Wie dieses Alles so herumgebracht worden ist, gehört in diesen Brief nicht. Genug, Sie haben völlig Satisfaction für das Vergangene. Aber was ich dabei fühle, mein Theuerster, kann ich Ihnen nicht sagen; noch weniger, was ich wünsche. Und doch will ich mich keinem Wunsche eher überlassen, als bis ich höre, wie Sie über die Sache denken."

„Ihre Lage und Verhältnisse in Weimar kenne ich nicht. Also hierüber kein Wort. Was Sie nicht so wohl wissen können, ist, was Göttingen anbetrifft. Hier hat sich Alles verändert. Hier ist Alles zu Ihrem Vortheil. Sie können, Sie müssen hier geehrt und glücklich sein. Selbst unser Leß, mit dem ich kürzlich sprach, sieht Sie als die einzige Rettung unserer theologischen Lage an. Welche Veränderung der Sachen in so wenig Jahren! Jetzt sind Sie als einzige Stütze der gesunden Theologie von Hohen und Niedrigen betrachtet, gewünscht, gesucht. Alle Ministri sind für Sie. Sie sind in London vorgeschlagen und genehmiget, und ich habe durch ein solennes Reskript

Auftrag, Alles mit Ihnen zu verhandeln. Koppe in Hannover und Eichhorn in G. erleichtern noch Mehreres. Mit Einem Worte: hier haben Sie nichts als Achtung und Liebe zu erwarten, nirgends Anstoß."

„Die Predigerstelle bei der Universitätskirche giebt Ihnen einen mächtigen Einfluß in das Ganze, und in das theologische Fach insonderheit. Das ganze Praktische der theologischen Collegien fällt in Ihre Hände. Als zweiter Prediger soll Marezoll eingesetzt werden. Moral und Dogmatik wären außerdem Ihr Antheil: Günstig ist also jetzt Alles, und ich wüßte nichts, was Ihre Lage drücken oder schmälern könnte, dagegen was könnten Sie in der Lage Alles wirken!"

„Ihre häusliche Lage müßte gewinnen bei der bessern Gelegenheit, die Sie für Ihre lieben Söhne haben; sowohl für den Unterricht auf Akademie, als für künftige Versorgung. Eingeschränkt leben wir hier in unserm Innern größtentheils, wer nicht Thor ist und es anders will. Ich lebe für meine Familie, habe das ganze Jahr kaum zwei-, dreimal Gesellschaft. Und so machen es Andere, Jeder nach seinem Willen. Jeder ist sich selbst Gesetz."

„Da die Sache in meiner Hand ist, so würde ich Alles einleiten, wie Sie es wünschen. Ehe ich aber hierunter weiter gehe, muß ich erst wissen, was Sie

beſchließen können und wollen. Erweiſen Sie mir die Liebe und antworten Sie mir bald u. ſ. f.“

Herder antwortete ihm, es ſei ihm jetzt, auf Reiſe, unmöglich, über eine ſo wichtige Angelegenheit ſich zu entſcheiden und fährt dann fort:

„Sie kennen meine Neigung für Göttingen, und für den Wirkungskreis, zu dem Sie mich einladen, und in dem ich gewiß nicht ohne Nutzen zu ſein hoffe. Ich danke dem königl. Miniſterium für das Zutrauen, das es auf mich ſetzt, und im Fall das Schickſal mir wirklich dies Feld anweiſet, werde ich mich gewiß als einen treuen Arbeiter zeigen ..... Es iſt aber natürlich, daß ich erſt in den Kreis zurücktrete, aus dem ich gegangen bin und hinterrücks nichts Voreiliges unternehme. Schon vor ſeiner Abreiſe hatte der Herzog, dem ich mit meiner Zufriedenheit diene, im Sinn, einige Umſtände mit meiner bisherigen Situation zu ändern; er hat mir, ohne die mindeſte Anregung von meiner Seite, einige Punkte darüber zukommen laſſen, und es erfordert alſo ſowohl die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihn, als die Sorge für die Meinigen, daß ich nichts übereilt thue u. ſ. w.“

Uebrigens war Herder ziemlich geneigt, nach Göttingen zu gehen. Von der einen Seite wurde Alles verſucht, ihn für dieſe neue Stellung zu gewinnen; dagegen arbeiteten ſeine Freunde in Weimar mit allen

Kräften dahin, ihn in Weimar festzuhalten. Endlich entschied er sich, wenn auch mit schwerem Herzen, in Weimar zu bleiben.

Die der italienischen Reise nächstfolgenden Jahre waren von mancherlei Leiden für Herder gefüllt. Insbesondere wurde er viel von Krankheiten heimgesucht, so daß er im Jahre 1791 die Bäder in Karlsbad, im folgenden die Bäder in Aachen gebrauchen mußte. Die letzteren waren von gutem Erfolge für ihn.

Im Jahre 1789 war Herder Vicepräsident des Oberconsistoriums geworden, 1801 wurde er Präsident. In dieser seiner Eigenschaft lag ihm insbesondere die Verbesserung des Schulwesens am Herzen; früher, als er im Consistorium mit seinen Ansichten noch in der Minorität gewesen war, hatte er gar wenig dafür thun können. Jetzt ging die Sache besser. Zuerst ermöglichte er wenigstens eine geringe Verbesserung der Gehälter, mit denen die Lehrerstellen dotirt waren, ferner begründete er ein Schullehrer-Seminar, das Waisenhaus wurde besser eingerichtet, die Schulen wurden verbessert und anderes dergleichen mehr.

Auch für gute Schulbücher trug Herder Sorge, indem er sie selbst schrieb. So gab er 1786 ein ABC-Buch heraus, 1798 einen Katechismus; fortgesetzte Arbeiten nach dieser Richtung hin, die er vor hatte, kamen leider nicht zur Ausführung. Dagegen

redigirte er ein neues Gesangbuch, welches im Jahre 1795 erschien, sowie er auch für eine verbesserte Liturgie arbeitete.

Auch von einer weiteren außerordentlich umfangreichen schriftstellerischen Thätigkeit haben wir noch zu berichten.

Ostern 1791 erschien die zweite Ausgabe der ersten Sammlung der zerstreuten Blätter, Ostern 1792 die vierte, 1793 die fünfte, 1797 die sechste Sammlung derselben.

Im Jahre 1793 ferner: Ueber Auferstehung und Ueber die Gabe der Sprachen; 1795 fünf Theile Christliche Schriften.

Im Jahre 1794 erschien der vierte Theil der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1795 erschien der erste, 1796 der zweite Theil der Terpsichore.

In den Jahren 1793—1797 erschienen die Briefe zur Beförderung der Humanität, fünf Bändchen; 1796 die zweite Ausgabe der zweiten, 1798 der dritten Sammlung der zerstreuten Blätter; 1799 erschien die Metakritik, 1800 Kalligone, sowie die zweite Ausgabe der Gespräche von Gott; 1801—1803 endlich die Adrastea.

Außerdem war Herder noch nach vielen andern Richtungen hin auf dem Gebiete der Literatur thätig.

Nichts, was irgendwie von Bedeutung war, entging seiner Beachtung; dabei trug er sich fortwährend mit noch anderen Arbeiten, Entwürfen u. s. w., und oft rief er aus, wenn die überquellende Zeugungskraft ihn bestürmte: „Ach, wenn ich nur Zeit, Zeit, Zeit hätte!“ —

In wie hohem Grade Herder aber auch in der Praxis für große Ideen thätig zu sein vermochte, dafür wollen wir hier nur einen Beweis anführen, seine Betheiligung an dem Plane, ein patriotisches Institut für den Gemeingeist Deutschlands zu errichten.

Allem Anschein nach ist die Idee selbst ebenfalls Herders Eigenthum; zunächst interessirte sich der Markgraf Karl Friedrich von Baden dafür. Mit ihm hatte Herder sich besprochen, er sandte ihm seinen Plan ein, des Markgrafen Antwort, datirt vom 30. Juni 1788, folgt nachstehend zur Erläuterung des ganzen großen und vortrefflichen Unternehmens, welches leider nicht zur Ausführung kommen sollte.

Der Brief des Markgrafen mit seinem ganzen Inhalt lautet:

„Mein lieber Herr Generalsuperintendent!

„Ich habe Ihnen viele Entschuldigungen zu machen, daß ich Ihnen so spät für die schöne Ausarbeitung der Ideen zum ersten patriotischen Institut für den Allge-

meingeist Deutschlands meine Danksagung abstatte. Die Verhinderungen waren von verschiedener Art, und liegen zum Theil darinnen, daß man sich mit verschiedenen Personen über den vorliegenden Gegenstand besprechen mußte, um die Meinungen zu vernehmen, ob und wie die Sache in's Werk gesetzt werden könnte. Daraus entstand beiliegender Plan einer Vorbereitung zum Ganzen, welchen man nöthig fand, um die Geister zu prüfen, und sie nach Graden zu dem von Ihnen entworfenen vollständigern heraufzustimmen. Ihre Meinung darüber wird einem Jeden, der daran Theil hat, und mir insbesondere von Wichtigkeit sein. Ich verbleibe mit vieler Hochachtung

Karlsruhe, den 30. Juni 1788

Ihr wohlaffectionirter
Karl Friedrich, M. G. v. Baden."

Der Plan selbst ist folgender:

„Der von dem Herrn G. S. Herder entworfene Plan ist in sich und in seinen Hauptideen unverbesserlich. Die Grundlage des ganzen Plans beruhet auf dem Satz, daß, da die so mächtige und starke Nation, die nun durch eine Union wieder in das wahre Verhältniß ihres alten Bundes versetzt ist, zugleich zu *größern Zwecken* angeführt werden sollte, *durch welche allein ihre Vereinigung* standhaft

und unveränderlich bleiben kann. Diese Zwecke sind nicht Wissenschaften allein, sondern auch vorzüglich Patriotismus und Allgemeingeist. Es ist also die Sache der ganzen Nation, auf welche unsere Aufmerksamkeit gerichtet bleiben muß, und auf die kann nie besser, als durch die freiwillige Versammlung ihrer bessern Glieder, an Einem Ort gewirkt werden."

„Da aber die Gelehrten den stärksten Einfluß auf Alles, von der Erziehung bis zum Staatssystem, haben, so ist nöthig, mit ihnen den Anfang der Versammlung zu machen, und ihre Aufmerksamkeit auf die vorgeschlagenen drei Gegenstände zu richten, von welchen, wenn sie einmal berichtiget sind, leicht zu andern wird übergegangen werden können. In wenig Jahren werden sich gewiß in Deutschland Männer aus allen Fächern finden, welche der Erwartung, die man sich von Gliedern der vorgeschlagenen Gesellschaft zu machen berechtiget ist, entsprechen werden."

„Auch ist nicht zu zweifeln, daß die Vorsteher der Nation geneigt sein werden, aus Vaterlandsliebe die nöthigen Fonds herzugeben, und die mit diesem Plan verknüpften Kosten zu bestreiten. Da man aber hiezu bestimmte Vorschläge machen muß, so wäre sehr zu wünschen, daß der Herr G. S. Herder die Mühe übernehmen möchte, noch einen detaillirten Vorschlag

über die Kosten zu entwerfen, den Niemand besser als der angeben kann, welcher den Plan selbst ausgearbeitet hat."

„Ein Hauptumstand scheint aber dennoch der Einrichtung selbst, so wie der Plan sie angiebt, im Wege zu stehen, und das ist der, daß die Deutschen, die aus verschiedenen Provinzen zu einer Gesellschaft vereinigt werden sollen, noch nicht an einander gewohnt sind."

„Sollte nun das Unglück wollen, daß die erste Auswahl nicht glücklich ausfiele, so würde man weder von der Gesellschaft sich einen guten Vortheil versprechen, noch die übel gewählten Mitglieder los werden können, ohne ihnen Anlaß zu einem Verdruß zu geben, der den Riß größer machen könnte, als er ist."

„Da nun überhaupt, wenn man im Anfang zu viel umfassen will, selten Alles lang gehalten werden kann; und da auch schon die Erfahrung lehrt, daß immer die größten Dinge aus kleinen Anlagen zu erwachsen pflegen; so will man zu bedenken geben, ob es nicht räthlicher sei, den in dem gedachten Plan mit vieler Einsicht gemachten Vorschlag noch zur Zeit geheim zu halten, und nur erst eine ganz unbedeutende Gesellschaft, etwa in der Form der helvetischen,

zu veranlaſſen; die, wenn ſie einige Feſtigkeit erworben, wenn ſie in Deutſchland einige Achtung gewonnen hat, dann künftig jenen groſſen Plan unter ſich prüfen und ſich darauf verbinden kann."

„Dieſe Geſellſchaft würde, wenn ſie auch den Hauptzweck nicht erreichte, ihm doch ſehr vorarbeiten, und ſo weit würde ſie ihn gewiß erreichen, daß Männer aus verſchiedenen Provinzen Deutſchlands, welche in einem Anſehen ſtehen, und deren jeder ein gewiſſes Publikum hat, ſich kennen, und, wo ſie nicht Freunde würden, dennoch einander ſchonen lernten, und ſchwerer durch Mißverſtändniſſe getrennt werden könnten."

„Die helvetiſche Geſellſchaft iſt anfangs von Iſelin und einigen ſeiner Freunde ohne einigen andern Zweck als zur Anpflanzung beſſerer Freundſchaft angelegt worden. Sie beſtimmten ſich einen Ort, wo ſie jährlich einmal zuſammen kommen wollten, und da ihre Zuſammenkunft bekannt wurde, ſo geſellten ſich Mehrere zu ihnen, und nun könnten ſie der Schweiz wirklich Nutzen ſchaffen, wenn ihre erſte Einrichtung gleich auf einen beſtimmten Zweck gegangen wäre. Sie hatten aber der Geſellſchaft nur Umfang und keinen Mittelpunkt gegeben, und das macht ſie nun ganz unfähig, mehr zu werden, als ſie anfangs war."

„Die deutſche Geſellſchaft, eine Benennung, die, weil ſie weniger anmaßend iſt, als der Titel einer deutſchen Akademie, vor der Hand wenigſtens auch anzunehmen ſein möchte, welche in unſerm Vaterland errichtet werden ſoll, kann eben ſo anfangen, aber gleich bei ihrem Anfang, insgeheim, eine Einrichtung treffen, welche ſie immer ihres Mittelpunkts verſichert.“

„Wenn acht bis zehn patriotiſche und in dem Vaterland geſchätzte Männer, bloß unter dem Vorwand ſich jährlich einmal zu ſehen, einander auf eine gewiſſe Zeit im Jahr, an einen gewiſſen Ort hinbeſtellen, ſo iſt die erſte Grundlage gemacht. Der Ort der Zuſammenkunft könnte das Wilhelmsbad ſein; die Zeit müßte ſo gewählet werden, daß man in ſolcher auf eine angenehme Witterung zählen, und die auch Patrioten, die nicht Gelehrte ſind, bequem wäre. Die Zeit könnte die erſte oder letzte Woche der Frankfurter Spätjahrmeſſe ſein.“

„Da Niemand dieſen Gelehrten zumuthen kann, auf eigene Koſten dieſe Reiſe zu thun, ſo dürfte anfangs aus Vorſchüſſen einem Jeden dieſer acht oder zehn Perſonen einen halben Louisd'or auf die Meile zur Hin- und Herreiſe und täglich einen Louisd'or für drei bis vier Tage des Aufenthalts vergütet werden. Dieſer Aufwand würde etwa auf 250 bis 260

Meilen 130; und für die Freihaltung 40 Louisd'or, alſo höchſtens 1100 bis 1200 Reichsthaler betragen."

„Da aber die Hauptabſicht dieſer Geſellſchaft noch verſchwiegen bleiben ſoll, ſo würde vielleicht dieſelbe dadurch am beſten maskirt werden können, wenn man etwa eine periodiſche Schrift, oder ſonſt eine gelehrte Arbeit zum Vorwand nähme, auf die einige Unternehmer ihre Abſicht gerichtet hätten, und um deretwillen ſie, ohne diejenigen, die zuſammen berufen werden, zu etwas zu verbinden, noch einigen Erſatz zu fordern, den Vorſchuß thäten. Denn wollte man ſogleich der großen Fürſten gedenken, welche den Vorſchuß wirklich thun, ſo iſt zu beſorgen, daß die meiſten bei ihren Höfen anfragen würden, und das würde dann doch die Sache allzufrüh ruchtbar machen. Womit aber eigentlich die Geſellſchaft ſich beſchäftigen ſoll, und wie weit man ſich bei der erſten Zuſammenkunft entdecken will, das alles hängt von dieſer erſten Zuſammenkunft ſelbſt ab, muß Stoff der erſten Unterredung der Glieder ſein."

„Vielleicht dürfte es aber ſchon ſchwer halten, nur dieſe erſte Zuſammenkunft vorzubereiten, und wenn der letzte Zweck der Geſellſchaft bekannt wird, ſo iſt zu beſorgen, daß verſchiedene ſelbſt der vorhin benannten Perſonen, ſich kaum werden entſchließen wollen, nur von weitem einer Unternehmung beizutreten, welche dem ſehr chimäriſch vorkommen muß, der die erſten

großen Triebfedern derſelben nicht weiß. Dieſe aber zu nennen, ehe die Sache ihre Feſtigkeit hat, würde nicht rathſam ſein."

„Um alſo hier nichts zu verderben, ſcheint am räthlichſten, daß man anfangs diejenigen, welche noch keine Kenntniß von der Sache haben, nur etwa mit folgendem oder einem ähnlichen Schreiben einlüde."

P. P.

„Von einigen guten und weiſen Männern iſt der „Vorſchlag gethan worden, daß etwa zehn bis zwölf „Freunde der Wiſſenſchaften ſich entſchließen möchten, „jährlich einmal zuſammen zu kommen, und indem ſie „einige gute Tage mit einander zubrächten, ihre gelehr„ten Sorgen und Arbeiten mit einander zu verbinden „und überhaupt Freundſchaft unter einander zu ſchließen „und ihrer zu genießen. Zur Beſtreitung des mit einer „ſolchen Unternehmung verbundenen Aufwandes iſt eine „Monatſchrift vorgeſchlagen worden, zu welcher ein „Jeder ſechs Bogen liefern ſollte. Das Projekt kam „bisher nicht zu Stande, doch haben Einige, welchen „es vorgelegt wurde, es ſo ſchön gefunden, daß ſie ſich „immer fort bemühten, es bei ſchicklicher Gelegenheit in „Ausübung zu bringen. Als nun neulich irgendwo

„die Rede davon war, so erklärten sich etliche Männer
„von großem Gewicht so warm dafür, daß sie ver-
„sprechen, auf ihre Gefahr die Kosten der ersten Zu-
„sammenkunft zu tragen, auch, wenn eine solche pe-
„riodische Schrift zu Stande käme, für etliche Jahre
„so viel Exemplare zu nehmen, daß die Gesellschaft
„nicht in Verlegenheit kommen, sondern sich, es möge
„gehen wie es wolle, vier bis fünf Jahre lang sollte
„versammeln können. Sie versprechen jedem Mitglied
„für die Hin- und Herreise einen halben Louisd'or auf
„die Meile, und täglich zur Freihaltung einen Louisd'or
„auf drei bis vier Tage."

„Nach dieser Erklärung schien also nichts mehr
„übrig, als einen Versuch zu machen, ob sich auf diese
„Bedingnisse eine solche Gesellschaft vereinigen wollte.
„Es sind dazu folgende Glieder — — — nebst Ihnen
„im Vorschlag, und Sie werden hierdurch gebeten,
„sich bald gegen Unterschriebenen zu erklären, ob Sie
„der ersten Zusammenkunft auf solche Art beiwohnen
„wollen?"

„Da in der Hauptsache noch nichts festgesetzt wor-
„den ist, so machen Sie sich zu nichts verbindlich, als
„dazu, daß Sie sich bei der ersten Versammlung über
„diesen Vorschlag erklären und sich den meisten Stim-
„men unterwerfen. Sollten Sie aber gleich jetzt ihn
„schon mißbilligen, so werden Sie nur gebeten, dieses

„an Unterſchriebenen zu melden, und demſelben dieſes „Schreiben zurückzuſchicken.“

„Der Ort der Verſammlung iſt zwar, ſo wie die „Zeit gleichgültig: doch ſcheint es, daß wegen der Be„quemlichkeit das Wilhelmsbad bei Frankfurt und eine „der Meſſen die ſchicklichſten ſind u. ſ. w.“ —

„Ein auf ſolche Art verfaßtes Schreiben würde den Hauptzweck im Dunkeln laſſen; und dadurch würden diejenigen, welche von der Sache unterrichtet ſind, Gelegenheit bekommen, dieſen nur mit Klugheit und Behutſamkeit nach und nach zu entdecken. Inzwiſchen wäre doch ein Anfang gemacht, und der Grund gelegt.“

Sollten dieſe Gedanken, welche nur die erſte Einleitung der Sache angeben, Beifall erhalten, ſo käme es nur darauf an, daß

1) „die großen Fürſten, welche die Seele der ganzen Unternehmung ſind, die Auswahl von acht bis zehn Gliedern, die als erſte Stifter anzuſehen ſind, zu machen geruhen. So viel man urtheilen kann, möchten unter den bekannten Perſonen, welche ſich zu einer ſolchen Zuſammenkunft in Deutſchland ſchicken, etwa aus folgenden acht bis zehn zu erwählen ſein. Aus dem Brandenburgiſchen: Garve, von Göking oder Engel; aus Sachſen: Herder und Wieland; aus Hannover: Spittler oder Lichtenberg, aus der Pfalz:

Jacobi von Düſſeldorf; aus Mainz: Müller; aus Fulda: von Bibra; ferner Friedrich Graf von Stollberg; Kleuker von Osnabrück, Voß, Bürger, Meuſel; von Katholiſchen, und ſonderlich von Oeſtreichern dürfte aber wohl anfangs außer von Bibra niemand berufen werden, damit man deſto vertraulicher ſich beſprechen und ſolche Grundgeſetze entwerfen könnte, welche die Stifter, ohne die künftigen Mitglieder zu beleidigen, ermächtigten, alles nach dem Hauptzweck zu lenken."

2) „Wird es nöthig ſein, in Anſehung der Koſten etwas Gewiſſes zu beſtimmen."

3) „Wäre vor allen Dingen jemand zu beſtellen, der den Anfang machte, die Glieder zuſammen berufte, die Anſtalt an dem Orte der Zuſammenkunft träfe und den erſten Vortrag machte. Mit dieſem erſten Vortrag wäre aber ſein Auftrag vorüber, denn nach dieſem müßte die Geſellſchaft durch die meiſten Stimmen den beſtändigen Sekretär und den Vorſteher wählen. Aber bis dahin muß einer ſich mit der erſten Einleitung beſchäftigen, doch ſo, daß er dabei mit denen, welche von dem Hauptplan wiſſen, vorher ſich berathe. Niemand ſcheint dazu in allem Betracht beſſer geeignet zu ſein, als Herr

Generalſuperintendent Herder, wenn derſelbe dieſe Mühe übernehmen will; und wenn derſelbe die Geſellſchaft zuſammenberuft, wird jeder gern einer Unternehmung beitreten, welche derſelbe ſich zum Geſchäft macht.“

„Sind dieſe drei Punkte berichtiget, ſo kann die erſte Zuſammenkunft dießmal etwa im Junius oder Julius vor ſich gehen, und dort dann mündlich alles Obige ausgemacht werden.“

Siebenter Abſchnitt.

Herders letzte Lebensjahre. — Der Cid. — Herders Tod.

Die letzten Jahre ſeines Lebens füllte Herder zum Theil noch mit der Bearbeitung eines Werkes aus, welches von allen ihm angehörenden am meiſten volksthümlich geworden iſt, und welches wir unter dem Namen „Der Cid“ allgemein verehren und beſitzen.

Herder hatte von jeher für die ſpaniſche Literatur eine beſondere Vorliebe gehegt, er ſagte von ihr: „Wie viel goldene Aepfel hängen an jenen Bäumen, in jenen Gärten — und ſo verborgen und unbekannt!“ So überſetzte oder vielmehr bearbeitete er im Winter von

1802—1803 den Cid, siebenzig Romanzen in verschiedenen Versarten und verschiedenen Charakters, welche das Leben des Cid umfassen. Herder hatte in der Adrastea gesagt: „In Frankreich hat man den Cid das erste tragische Sujet genannt; daß er das erste epische sei, wird sich zeigen.“ Und es hat sich gezeigt — Herders Cid hat einen unbegrenzten Ruf sich erworben, und wird von allen Werken, die Herder zurück ließ, diesen Ruf sich am längsten bewahren. Wir haben einige Romanzen als Probe ausgewählt, und theilen sie hier mit.

Erſte Romanze.

Traurendtief ſaß Don Diego;
Wohl war keiner je ſo traurig;
Gramvoll dacht' er Tag' und Nächte
Nur an ſeines Hauſes Schmach.

An die Schmach des edlen alten
Tapfern Hauſes der von Lainez,
Das die Inigos an Ruhm,
Die Abarkos übertraf.

Tief gekränket, ſchwach vor Alter,
Fühlt' er nahe ſich dem Grabe,
Da indeß ſein Feind Don Gormaz
Ohne Gegner triumphirt.

Sonder Schlaf und ſonder Speiſe,
Schläget er die Augen nieder,
Tritt nicht über ſeine Schwelle,
Spricht mit ſeinen Freunden nicht,

Höret nicht der Freunde Zuſpruch,
Wenn ſie kommen ihn zu tröſten;
Denn der Athem des Entehrten,
Glaubt' er, ſchände ſeinen Freund.

Endlich ſchüttelt er die Bürde
Los, des grauſam-ſtummen Grames,
Läſſet kommen ſeine Söhne,
Aber ſpricht zu ihnen nicht;

Bindet ihrer aller Hände
Ernſt und feſt mit ſtarken Banden;
Alle, Thränen in den Augen,
Flehen um Barmherzigkeit.

Faſt ſchon iſt er ohne Hoffnung,
Als der Jüngſte ſeiner Söhne,
Don Rodrigo, ſeinem Muthe
Freud' und Hoffnung wieder gab.

Mit entflammten Tigeraugen
Tritt er vor dem Vater rückwärts;
„Vater," ſpricht er, „Ihr vergeſſet,
Wer Ihr ſeid und wer ich bin."

„Hätt ich nicht aus Euren Händen
Meine Waffenwehr empfangen,
Ahndet' ich mit einem Dolche
Die mir jetzt gebot'ne Schmach."

Strömend floſſen Freudenthränen
Auf die väterlichen Wangen,
„Du," ſprach er, den Sohn umarmend,
„Du, Rodrigo, biſt mein Sohn."

„Ruhe giebt Dein Zorn mir wieder;
Meine Schmerzen heilt Dein Unmuth!
Gegen mich nicht, Deinen Vater,
Gegen unſ'res Hauſes Feind,"

„Hebe ſich Dein Arm!" — „Wo iſt er?"
Rief Rodrige, „wer entehret
Unſer Haus?" Er ließ dem Vater
Kaum, es zu erzählen, Zeit.

Zweite Romanze.

Angehört den Schimpf des Hauſes,
Geht gedankenvoll Rodrigo,
Denkt an ſeine jungen Jahre,
Denkt an ſeines Feindes Macht.

„In Aſturiens Gebirgen
Zählet Gormaz tauſend Freunde,
Er in Königs Rath der Erſte,
Er der Erſte in der Schlacht.“

Aber wenn er die dem Vater
Zugefügte Schmach bedenket,
Was bedeutet Alles andre?
Recht will er vom Himmel nur.

Bravheit iſt er ſeiner Ehre
Schuldig; ſchadet der die Jugend?
Für ſie ſtirbt aus ächtem Stamme
Selbſt das neugebor'ne Kind.

Eilig langet er den Degen
Sich herab, den einſt Mudarda
Führte, jener tapfere Baſtard;
(Traurig hing der Degen da,

Als ob er, vor Alter roſtend
Seines Herren Tod betraure).
Eh' er noch ihn an ſich gürtet,
Redet er den Degen an:

„Dir geſagt ſei es, du edler
Degen, daß ein Arm Dich faſſet,
Gleich des Baſtards Arm! und fühleſt
Du, daß ihm noch Stärke fehlt;"

„Rückwärts wird er niemals weichen,
Wenn er Dich im Kampfe führet;
Edler, du von gutem Stahle,
Doch von beſſer'm iſt ſein Herz."

„Werth wird deſſen, dem Du dienteſt;
Der ſein, dem fortan Du dieneſt;
Würd' er jemals unwerth Deiner,
Nun, ſo dienſt du Keinem mehr."

„Tief in seine Eingeweide
Birgt er Dich — — Hinaus in's Freie!
(Rief er) denn die Stund' ist kommen
Der gerechtsten Rache Zeit."

Heimlich, daß es niemand wußte,
Ging er aus des Vaters Hause;
Und noch war es keine Stunde,
Traf er seinen stolzen Feind.

Dritte Romanze.

Auf dem Platze des Pallastes
Traf Rodrigo auf Don Gormaz.
Einzeln, niemand war zugegen,
Redet er den Grafen an:

„Kanntet Ihr, o edler Gormaz,
Mich, den Sohn des Don Diego,
Als Ihr Eure Hand ausstrecktet
Auf sein ehrenwerth Gesicht?"

„Wußtet Ihr, daß Don Diego
Ab von Layun Calvo ſtamme?
Daß nichts reiner und nichts edler
Als ſein Blut iſt und ſein Schild?“

„Wußtet Ihr, daß, weil ich lebe,
Ich ſein Sohn, kein Menſch auf Erden,
Kaum der mächt'ge Herr des Himmels,
Dies ihm thäte, ungeſtraft?“ —

„Weißt Du,“ ſprach der ſtolze Gormaz,
„Was wohl ſei des Lebens Hälfte? —
Jüngling!“ „Ja,“ ſprach Don Rodrigo,
„Und ich weiß es ſehr genau.“

„Eine Hälfte iſt, dem Edlen
Ehr' erzeigen, und die andre,
Den Hochmüthigen zu ſtrafen;
Mit dem letzten Tropfen Bluts“

„Abzuthun die angethane
Schande.“ — Als er dies geſagt,
Sah' er an den ſtolzen Grafen,
Der ihm dieſe Worte ſprach:

„Nun, was willſt Du, raſcher Jüngling?“ —
„Deinen Kopf will ich, Graf Gormaz.“
(Sprach der Cid) „ich hab's gelobet!“ —
„Streiche willſt Du, gutes Kind.“

(Sprach Don Gormaz) „eines Pagen
Streiche hätteſt Du verdient.“
O ihr Heiligen des Himmels!
Wie ward Cid auf dieſes Wort!

Vierte Romanze.

Thränen rannen, ſtille Thränen,
Rannen auf des Greiſes Wangen,
Der, an ſeiner Tafel ſitzend,
Alles um ſich her vergaß,

Denkend an die Schmach des Hauſes,
Denkend an des Sohnes Jugend,
Denkend an des Sohns Gefahren,
Und an ſeines Feindes Macht.

Den Entehrten flieht die Freude,
Flieht die Zuverſicht und Hoffnung;
Alle kehren mit der Ehre
Froh und jugendlich zurück.

Noch verſenkt in tiefer Sorge
Sieht er nicht Rodrigo kommen,
Der, den Degen unterm Arme,
Und die Händ' auf ſeiner Bruſt,

Lang' anſieht den guten Vater,
Mitleid tief im Herzen fühlend,
Bis er zutritt, ihm die Rechte
Schüttelnd: „Ja, o guter Greis!"

Spricht er, weiſend auf die Tafel;
Reicher floſſen nun Diego
Seine Thränen: „Du, Rodrigo,
Sprachſt Du, ſprichſt Du mir dies Wort?"

„Ja mein Vater! Und erhebet
Euer edles, werthes Antlitz." —
„Iſt gerettet unſre Ehre?"
„Edler Vater, er iſt todt."

„Setze Dich, mein Sohn Rodrigo,
Gerne will ich mit Dir ſpeiſen.
Wer den Mann erlegen konnte,
Iſt der Erſte ſeines Stamms.“

Weinend kniete Rodrigo,
Küſſend ſeines Vaters Hände;
Weinend küßte Don Diego
Seines Sohnes Angeſicht.

Vierzehnte Romanze.

Rodrigo.

In der ſtillen Mitternacht,
Wo nur Schmerz und Liebe wacht,
Nah ich mich hier,
Weinende Ximene,
(Trockne Deine Thräne!)
Zu Dir.

Ximene.

In der dunkeln Mitternacht,
Wo mein tiefſter Schmerz erwacht,
Wer nahst mir?

Rodrigo.

Vielleicht belauscht uns hier
Ein uns feindselig Ohr;
Eröffne mir —

Ximene.

Dem Ungenannten,
Dem Unbekannten
Eröffnet sich zu Mitternacht
Kein Thor.
Enthülle Dich;
Wer bist Du, sprich!

Rodrigo.

Verwaisete Ximene,
Du kennest mich.

Ximene.

Rodrigo, ja ich kenne Dich.
Du Stifter meiner Thränen,
Der meinem Stamm sein edles Haupt,
Der meinen Vater mir geraubt.

Rodrigo.

Die Ehre that's; nicht ich. Die Liebe will's versöhnen.

Ximene.

Entferne Dich! unheilbar ist mein Schmerz.

Rodrigo.

So ſchenk', o ſchenke mir Dein Herz
Ich will es heilen.

Ximene.

Wie? Zwiſchen Dir und meinem Vater, Ihm!
Mein Herz zu theilen? —

Rodrigo.

Unendlich iſt der Liebe Macht.

Ximene.

Rodrigo, gute Nacht.

Neunzehnte Romanze.

Sehnlich wartete Ximene
In den Sälen ihres Pallaſts,
Sehnlich harrt' ſie auf Rodrigo:
Denn die Stunde der Entbindung
Naht, die grauſam ſüße Stunde;
Ihres Lebens, wie ſie hoffet,
Freudenreichſter Augenblick.

Eines Morgens, (es war Sonntag),
Meldeten ſich ihr die Schmerzen,
Und es badet ſich in Thränen
Ihr beſcheidnes Angeſicht.
Seufzend nimmt ſie ihre Feder,
Manche, manche zarte Klage,
Mehr als tauſend liebevolle
Bitten ſchreibt ſie dem Gemahl,
Den ſie wohl erweichen könnten,
Wenn die Ehre nicht in Felſen
Wandelte der Helden Herz.

Nochmals nimmt ſie jetzt die Feder,
Und mit neuer Klag' und Seufzen
Schreibt ſie auch an ihren König,
An den edelſten der Welt:

„Guter, weiſer, großer König,
Sieghaft und gerecht und bieder,
Eure Dienerin Ximene
Klaget vor Euch, über Euch."

„Scherz nur war es, Don Fernando,
Eurer königlichen Laune,
Die mir den Gemahl einſt gab.
Denn wohl wenig junge Frauen

Waren weniger vermählet,
Als ich bin; verzeiht o König,
Und allein durch Eure Schuld."

„Dieſen Brief ſchreib' ich in Burgos,
Wo mein Leben ich verwünſche,
Und auch Euch viel Böſes will:
Denn von den Geboten Gottes,
Welches giebt Euch Recht, o König,
Ehgenoſſen alſo lange
Sie zu trennen und ſo oft?"

„Welches giebt Euch Macht, o König,
Mir aus einem zarten Manne,
Artig, liebenswerth, bezaubernd,
Aller Welt zum wüſten Schrecken
Einen Löwen zu erziehn?"

„Sechs Monate Tag' und Nächte
Haltet Ihr ihn feſt im Zügel;
Und wohl einmal kaum im Jahre
Sieht er ſeine Gattin, mich."

„Und wie kommt er? Blutgebadet,
Bis zu Füßen ſeines Pferdes;
Wenn ich dann mit meinen Armen
Ihn umfange, ſchläft er ein;"

„Träumet, wie ein Wildbeſetzner,
Schlachten, Kämpfe. Kaum noch taget
An dem Firmamente drunten
Der Aurora frühſter Strahl;“

„Ohne mich nur anzuſchauen,
Ob ich wache, ob ich ſchlafe,
Springt er auf. Mit welchen Thränen,
Großer Gott, empfing ich ihn!
Vater wollt' er mir und Alles,
Vater und Gemahl mir ſein!
Alles fehlet der Verlaſſ'nen
Jetzo, Vater und Gemahl.“

„Thut Ihr dieß, um ihn zu ehren,
König! deß bedarf er nicht.
Längſt war er der Vielberühmte;
Eh' am Kinn der Bart ihm ſproßte,
Waren Könige der Mauren
Fünf ihm ſchon Gefangene.“

„Königlicher Herr, den letzten
Augenblick erwart' ich bald;
Bald wird er Euch Nachricht geben —
Und ich fürchte faſt die Thränen,

Die dem Vater ich vergoſſen,
Schadeten vielleicht dem Kinde,
Das an meinem Herzen ſchläft.“

„Guter König, alſo ſchreibet
Mir in Eures Herzens Sprache,
Wollt Ihr den Gemahl mir ſenden?
Oder wollt Ihr, daß die Gattin
Eures ehrenvollſten Feldherrn
Ihm den Erſtgebornen bringe,
Einer Waiſen, vaterlos?“

Nachſchrift.

„Und noch Eins, o guter König,
Werfet meinen Brief in's Feuer,
Daß nicht Eurer Höfling' Einer
Ihn belache! Denkt daran!“

„Und auch daran, Don Fernando,
Daß, ſtatt meines Ehgemahles,
Mir nur ſeine alte Mutter
Blieb, die mir zur Seite ſchläft.“

Zwanzigſte Romanze.

Zehn Uhr war's am frühen Morgen,
Als der König ſeinen Schreiber
Rief, und forderte Papier.
Mit vier Punkten und dem Zuge
Paraphirt er Kreuz und Namen,
Und alſo antwortet er:
„Edle, ſittſame Ximene,
Meinen Gruß Euch ehrerbietig,
Meine Hochachtung und Gunſt!"

„Ihr beklagt um den Gemahl Euch
Gegen mich, Donna Ximene;
Wenn ich ihn zum Nachtheil Eurer,
Mir zur Luſt zurück behielte,
Klagtet Ihr mit vollem Recht.
Aber da die Heidenkriege,
Die auf meinen Gränzen ſtürmen,
Ihn rückhalten, iſt es meine,
Oder iſt es ſeine Schuld?"

„Daß er nicht in Euren Armen
Stets geſchlafen, dies beweiſet,
Edle Donna, Euer Brief.
Alſo glaub' ich auch der Furcht nicht,
Daß Ihr einen vaterloſen
Säugling in dem Schooße tragt."

„Drängt ihn nicht zurück zu kommen,
Euren Ehgemahl; er hörte,
Auch an Eurer Seite hört' er
Mit Unluſt die Kriegsſchalmey.
Und wenn er nicht Feldherr wäre,
Saget mir, was wär't Ihr Beide?
Edelmann und Edelfrau."

„Hat er Könige der Mauren
Fünf als Jüngling zu Vaſallen;
Wollte Gott, er hätte deren
Fünfmal fünf: denn um ſo minder
Hätte Feinde jetzt mein Reich."

„Kann er alſo nicht, Ximene,
Bei Euch ſein im Augenblicke,
Wo Ihr ihn ſo ſehnlich wünſcht,
So erlaubt mir, edle Mutter,

Daß ich ſeinen Platz vertrete:
Denn ich glaub' es, nur der König
Iſt für ihn des Platzes werth."

„Euren Brief ſollt' ich verbrennen?
Sehen ſollen ihn die Lacher
Meines Hofes, tief beſchämt.
Daß Ihr meinen nicht verbrennet,
Zeichne ich ihn zum Kontrakte,
Und verbinde mich, Ximene,
Iſt's ein Sohn, den Ihr gebähret,
Geb' ich Zelter ihm und Degen,
Mit zweitauſend Maravedis,
Ihm dem Ritter zum Geſchenk.
Iſt es eine Tochter, ſetz' ich
Vierzig Mark an gutem Silber,
Vom Geburtstag' an, ihr aus."

„Und ſo lebet wohl, Ximene!
In der Stunde Eurer Schmerzen
Helf' Euch die hülfreiche Mutter,
Aller Himmel Königin!"

Nachſchrift.

„Eben kommt, ich hör' ihn kommen,
Euer ernſter, lauter Feldherr,
Mir die Lektion zu leſen,
Daß ich nicht zu Felde bin."

Fünfundvierzigſte Romanze.

Als der gute Cid, der Feldherr,
Deſſen Leben Gott bewahre,
Gott mit aller ſeiner Macht;
Als er ab nun reiſen wollte,
Mit Ximenen und den Töchtern,
Mit dem Hofe ſeiner Edlen,
Fand er alle ſeine Güter
In den Kriegen aufgezehrt;
Fand er keinen Maravedi,
Zu beſtreiten ſeinen Zug.

Jene prächt'gen Hyacinthen,
Die die Könige der Mauren
Einſt verehrt dem großen Cid,
Legt anitzt Donna Ximene
In die Hände des Gemahles,
Zum Verſatze, zum Verkauf.

Donna Sol und Donna Elvira,
Die zwei liebenswürd'gen Kleinen,
Als den Schmuck ſie glänzen ſahn,

Und von dem Verkaufe hörten,
Bitter floſſen ihre Thränen,
Seufzer ſtiegen aus dem Herzen
Der unſchuld'gen Kleinen auf.
„Ach die ſchönen Prachtjuwelen,
Zum Verſatze, zum Verkauf!"

„Gleichen, ſprach der Cid, die Kinder,
Die um das, was glänzt, nur ſeufzen,
Gleichen ſie nicht Königen?
Weiber, Könige und Kinder,
Eben ihrer Schwachheit wegen
Werden ſie uns achtungswerth:
Denn der Schwachheit nachzugeben,
Iſt des Starken Pflicht; Ximene,
Geben wir den Kleinen nach."

„Und behalten die Juwelen,"
Riefen froh die kleinen Mädchen;
Die des Vaters Bart ſonſt ſcheuten,
Ihn zu küſſen, klimmen an ihn,
Küſſen ihn mit Herzensluſt.

Kommen ließ der Cid zwei Juden,
Neben ſich an Tafel ſitzen
Mit viel Ceremonien;

Will von ihnen tausend Goldstück'
Auf die Sicherheit von zweien
Großen Kasten, angefüllet
Mit all' seinem Silberwerk.
Jedoch unter der Bedingung,
Nicht vor Jahresfrist die Kasten
Zu eröffnen, und nur dann erst
Sich zu halten an den Inhalt,
Wenn er sie nicht ausgelöst.

Mehr gesichert durch den edlen
Namen Cids, als durch die Kasten,
Zahlten ihm die zwei Beschnittnen
Tausend Goldstück', gingen beide
Die Bedingung ein; doch nahmen
Sie mit sich die schweren Kasten,
Die der Cid (so wollt' es jetzo
Seine Noth) mit Sand gefüllt.

That dem Herzen Cids das wehe?
Nicht im mindsten. Herzhaft that er's,
Voll Vertrauen auf sein Glück.
Auf, Ximena! Jetzt zur Kirche!
Weih'n wir jetzt zur Hülfe Gottes
Meine Waffen, mein Panier!

Sechsundvierzigste Romanze.

Laut von Prieſtern und von Kriegern,
Ward die Meſſe Cids geſungen,
Und das heilige Geheimniß
Mit Trommeten laut begrüßt;
Zimbeln klangen, Pauken ſchallten,
Daß die heiligen Gewölbe
Bebten; aller Krieger Herzen,
Der dreihundert Unverzagten,
Füllt ein neuer Heldenmuth
Zu dem Kampf entgegen Mauren,
Mauren in Valentia.

Als geweihet war die Fahne,
Nahm der Cid ſie in die Hand.
Alſo ſprach er: „arme Fahne
Eines armen und verbannten
Kaſtilianers, nach dem Segen,
Den auf dich der Himmel legte,
Mangelt dir nur Spaniens Achtung;
Und die ſag' ich dir vorher.“

Hiermit rollt' er auf die Fahne,
Hebt ſie ſchwingend in die Lüfte:
„Sieg und Ruhm wird dich begleiten,
Fahne, bis vielleicht du flieget
Neben Königes Panier.
Don Alfonſo, Don Alfonſo,
Unter der Sirenen Sange
Schlummerſt Du; Dir drohet Unglück,
Wenn Du, wenn Du nicht erwachſt."

„Krieger," ſprach er, „iſt's nicht alſo?
Wir ſind aufgeweckt. Entehret
Wären wir, die etwas werth ſind,
Dort, wo Keiner etwas taugt.
Achtung und Verdienſt, ſie haben
Nur an ihrer Stelle Werth."

„Eingewiegt von den Sirénen
Schlummert dort der tapfre König;
Nutzen wir den tiefen Schlummer,
Die Boshaften zu erſchrecken,
Nicht am Hofe, ſondern fern.
Fürchterlicher iſt dem Böſen
Nichts, als derer, die ſie haſſen,
Fern erworbner, ſchöner Ruhm.
Tauſend edle Herzen ſeufzen
Ingeheim, verfolgt von Böſen;

Glücklich, wenn, ſie zu enthüllen,
Vor dem Angeſicht des Weltalls
Sich, wie uns, der Anlaß beut.“

„Edle Fahne, in den Lüften
Flattre ſtolz, die Zuflucht Aller,
Die das Laſter ſeufzen macht.“

Nieder ſenkt er jetzt die Fahne:
„Tapfre Krieger, meine Freunde,
Rache des Vaſallen gegen
Seine angebornen Herrn,
Auch gerecht, erſcheint ſie immer
Nur als Aufruhr und Verrath.
Die Beleidigung verſchmerzen,
Iſt das Merkmal höh'rer Seelen,
Ob ſie ſie gleich tief gefühlt.
Gält' es Rache, mir entflöhen
Meine Feinde nicht; ich folgte
Ihnen nach zum Firmament.“

„Hier, o Krieger, in des Friedens
Und der Liebe heil'ger Wohnung,
Hier blaſ' ich jetzt in die Lüfte
Das Gedächtniß meiner Schmach.

Jegliches Gefühl der Rache
Geb' ich athmend hin den Winden.
Einzig trag' ich meine Waffen,
Die ich für mich ſelbſt anlegte,
Einzig trag' ich für Kaſtilien
Sie und für die Chriſtenheit.
Hab' ich Stärke g'nug, ſo pflanz' ich
Meine Fahne gen Toledo,
Und was dort ich dann erwerbe,
Heiße Neu-Kaſtilien."

„Unterdeß für jetzt, Ihr Freunde,
Da uns eine Herberg' fehlet,
Iſt uns baldigſt die Erob'rung
Eines kleinen Schloſſes Noth.
Wer auf mehr als Ehre wartet,
Der verlaſſe mein Panier."

Hiemit hob er auf die Fahne:
„Edle Fahne, ſchwinge, ſchwinge
Dich entfaltend durch die Lüfte.
Klarinetten und Trommeten,
Tönt! Ihr Trommeln und ihr Pauken!
Euer Sammtgehall erſchrecke
Nur die Schwachen und die Böſen
Und der falſchen Heuchler Zunft."

Achtundvierzigste Romanze.

Dasteht nun der Cid gerüstet!
Unwissend, was werden solle,
Schwört der Maure bei Mahoma.
Daß er Cid beleidigt habe,
Reuet jetzt König Alfonso;
Doch der Cid, er steht in Waffen;
Es geht nach Valencia.

Dasteht nun der Cid gerüstet;
Aufgestützt auf seinen Degen,
Spricht zuletzt er mit Ximenen;
Babieca beißt die Zügel,
Heiß-erwartend ihren Reiter,
Und des Cids Paniere rauschen
In der Luft, erwartend ihn.

„Warum weinet Ihr, Ximene,
Ist so schwach denn unsre Liebe,
Daß sie nicht ertragen könne
Einige Abwesenheit?

Jeder Edle iſt dem König
Dienſte ſchuldig; dem Gerechten
Leiſtet man ſie pflichtenmäßig,
Undankbaren ſchenkt man ſie.“

„Muth und Sinn iſt Euer Erbtheil,
Tochter eines Heldenſtammes,
Die Gemahlin eines Kriegers,
Frei von jeder Weibesſchwachheit,
So, Ximene, laß ich Euch.“

„Jeden Augenblick des Tages
Wendet wohl an, nähend, ſtickend,
Singt am Abend mit den Töchtern,
Und, um Euer Haus zu ordnen,
Wachet mit Auroren auf.“

„Zu Vergnügungen verlaſſ' ich
Euch die Sorge für die Heerden,
Für die Wolle, für's Gefieder;
Nie, Ximene, nie ſeid müßig,
Arbeit iſt des Blutes Balſam,
Arbeit iſt der Tugend Quell.“

„Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abweſenheit des Mannes
Kleidet einfach ſich die Frau.“

„Junge Mädchen, fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Laſſet ſie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.“

„Zeigt den Hausgenoſſen Würde,
Euren Frauen ſeid geſprächig;
Gegen Freunde ſeid beſcheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend-ſtreng und feſt.
Keiner Freundin, auch der Beſten,
Zeiget Einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige:
Denn das Band der Ehgenoſſen
Iſt ein zart-vertraulich Band.“

„Nie erwirbt man ſich Hochachtung,
Wo man Alles von ſich wiſſen,
Alles überſehen läßt.
Die geſchwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geſchwätz,
Macht dabei ſich ſelbſt verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauſes ſeine Macht.“

„Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Koſten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen: denn der Freude
Botſchaft, ſie verbirgt ſich ſchwer:
So entdeckt es, ſie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, ſie gewiß.“

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in ſchweren Dingen — ſchreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.“

„Zwei und zwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre

Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinen als nur Mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort.“

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieſes, wie des Himmels Feſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für Andre ſchlage,
Glaubt, ſo werden ſich auch Andre
Froh bemüh'n für mich und Euch.“

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſei hier Dein Bräutigam.“

Sechsundſechzigſte Romanze.

Tages noch vor ſeinem Tode
Ließ Cid ſeine Freunde kommen,
Und als Feldherr ſprach er ſo:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bukar mit seinen Heeren,
Der Valencia hart umschließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn.“

„Und die kostbar'n Spezereien,
Die Balsame, die der Sultan
Mir aus Persien gesandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waschen,
Balsamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß.
San-Jago wird Euch begleiten,
Und kein Klaggesang erschalle,
Keine Thräne wein' um mich.“

„Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Lasset die Trommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeschrei zur nahen Schlacht.“

„Und wenn ihr dann nach Kastilien
Meinen Leichnam hin begleitet,
Wiß' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle lasset hier zurück.“

„Satteit meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und ſo ſetzt mich auf mein Roß.
Neben mir geht dann Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Biſchof,
Und mein tapf'rer Freund Bermudes;
Ihr Alvar-Fannez Minaya,
Ziehet ſtracks hin auf Bukar;
Daß Euch Gott den Sieg verleih'n wird
Sagte mir San Pedro ſelbſt."

Alſo ſprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalſam
War geſandt ihm zum Triumph.

Siebenundſechzigſte Romanze.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid ſo oft begleitet,
In und ſiegreich aus der Schlacht,
Rauſchet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen ſeine Blicke,
Er ſieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr ſchönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen ſeines Ruhmes,
Seines Glückes, ſeines Muths;
Lebet wohl, ihr ſchönen Höhen,
Und du Ausſicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen ſeine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er geſagt, der gute
Cid? Er liegt auf ſeinem Lager.
Wo iſt ſeine Eiſenſtimme?
Kaum noch kann man ihn verſtehen,
Daß er ſeinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal ſehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden,
In ſo mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen ſiehet,
Die ſonſt in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen ſeinen Freund.

Fühlt er ſeinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, ſteht mit großen
Augen ſtumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts ſprechen,
Er auch nichts zu ſeinem Herrn:
Traurig ſieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' ſich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geſchlagen;
Ohne Sprache ſitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauſchen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenſter
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich ſchweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entſchläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entſchlief.

Achtundſechzigſte Romanze.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar ſich nannte.
Zu vollbringen ſeinen Willen,
Iſt Gil Diaz jetzt bedacht.

Balſamiret wird ſein Leichnam,
Friſch und ſchön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig-weißem Bart;
Eine Tafel ſtützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme,
Unbewegt auf ſeinem Stuhle,
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umſchloß.

Mitternacht war's, und man ſetzte
Auf ſein gutes Pferd Babieça
Grad' und feſt den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,

„Eure reiche Kleidung ſchließet
Ein, bis auf mein Wiederkommen,
Nicht, darin mir zu gefallen,
Sondern mir zur Ehre dann.
In Abweſenheit des Mannes
Kleidet einfach ſich die Frau.“

„Junge Mädchen, fern vom Feuer,
Wie den Werg; doch laßt die Töchter,
Wenn Gefahren Ihr entfernet,
Sie nichts merken von Gefahr.
Laſſet ſie an Eurer Seite
Schlafen, und hinaus in's Grüne
Nie ausgehen ohne Euch.
Töchter ohne ihre Mutter
Sind wie Lämmer ohne Hirt.“

„Zeigt den Hausgenoſſen Würde,
Euren Frauen ſeid geſprächig;
Gegen Freunde ſeid beſcheiden;
Gegen Euch und Eure Kinder
Unnachgebend-ſtreng und feſt.
Keiner Freundin, auch der Beſten,
Zeiget Einen meiner Briefe,
Wie ich keinem meiner Freunde
Einen Eurer Briefe zeige:
Denn das Band der Ehgenoſſen
Iſt ein zart-vertraulich Band.“

„Nie erwirbt man ſich Hochachtung,
Wo man Alles von ſich wiſſen,
Alles überſehen läßt.
Die geſchwätzige Gemahlin
Zieht den Mann in ihr Geſchwätz,
Macht dabei ſich ſelbſt verächtlich;
Und doch ruhet auf der Achtung
Eines Hauſes ſeine Macht.“

„Sollt' es Euch bisweilen Mühe
Koſten, meiner Briefe Inhalt
Zu verbergen: denn der Freude
Botſchaft, ſie verbirgt ſich ſchwer:
So entdeckt es, ſie zum Schweigen
Zu gewöhnen, Euren Töchtern;
Ihrem Vater zu gefallen,
Schweigen, weiß ich, ſie gewiß.“

„Nehmet Rath von keinem Manne;
Fragt, was ich Euch rathen würde,
Wär' ich da, und folgt dem Rath.
Und in ſchweren Dingen — ſchreibet;
Nie verläßt Euch meine Feder,
Wie mein Degen und mein Herz.“

„Zwei und zwanzig Maravedis
Laſſ' ich Euch zur Tages-Ausgab';
Haltet Euch darnach; der wahre

Adel ſteht nicht im Erſparen,
Doch auch im Vergeuden nicht.
Seid Ihr geldbedürftig, laſſet
Keinen als nur Mich es wiſſen;
Keinen Eurer Leute ſetzet
Je zum Pfande; ſuchet lieber
Geldesſummen auf mein Wort.“

„Auf mein bloßes Wort, Ximene,
Dieſes, wie des Himmels Feſte,
Weiß man, iſt feſt und gewiß.
Wie ich mich für Andre ſchlage,
Glaubt, ſo werden ſich auch Andre
Froh bemüh'n für mich und Euch.“

„Lebet wohl! Und einen Kuß noch!
Einen nur; ich bringe keinen
Aus den Schlachten Dir zurück.
Lebe wohl, meine Ximene! —
Fort! die Krieger möchten ſagen,
Ich ſei hier Dein Bräutigam.“

Sechsundſechzigſte Romanze.

Tages noch vor ſeinem Tode
Ließ Cid ſeine Freunde kommen,
Und als Feldherr ſprach er ſo:

„Ich weiß, daß der Mohrenkönig,
Daß Bukar mit ſeinen Heeren,
Der Valencia hart umſchließt,
Gierig meinen Tod erwartet;
Bergt dem Sarazenen ihn.“

„Und die koſtbar'n Spezereien,
Die Balſame, die der Sultan
Mir aus Perſien geſandt,
Sandt' er wohl für meinen Leichnam —
Wohl, ihr Freunde, laßt ihn waſchen,
Balſamirt ihn mit der Myrrhe,
Kleidet ihn von Haupt zu Fuß.
San-Jago wird Euch begleiten,
Und kein Klaggeſang erſchalle,
Keine Thräne wein' um mich.“

„Vielmehr, wenn ich ausgeathmet,
Laſſet die Trommeten tönen,
Laßt die Pauken, laßt die Cymbeln,
Laßt die Klarinetten rufen,
Feldgeſchrei zur nahen Schlacht.“

„Und wenn ihr dann nach Kaſtilien
Meinen Leichnam hin begleitet,
Wiß' es ja kein Mohren-Seewolf,
Alle laſſet hier zurück.“

„Sattelt meinen Freund Babieça,
Kleidet mich in meine Waffen,
Gürtet an mir die Tizona,
Und ſo ſetzt mich auf mein Roß.
Neben mir geht dann Gil Diaz,
Don Jeronymo, der Biſchof,
Und mein tapf'rer Freund Bermudes;
Ihr Alvar-Fanez Minaya,
Ziehet ſtracks hin auf Bukar;
Daß Euch Gott den Sieg verleih'n wird
Sagte mir San Pedro ſelbſt."

Alſo ſprach der Feldherr ruhig,
Und des Sultans Ehrenbalſam
War geſandt ihm zum Triumph.

Siebenundſechzigſte Romanze.

Fahnen, gute, alte Fahnen,
Die den Cid ſo oft begleitet,
In und ſiegreich aus der Schlacht,
Rauſchet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt:
Denn es brechen ſeine Blicke,
Er ſieht euch zum letztenmal.

Lebet wohl, ihr ſchönen Berge,
Teruel und Albarazin,
Ew'ge Zeugen ſeines Ruhmes,
Seines Glückes, ſeines Muths;
Lebet wohl, ihr ſchönen Höhen,
Und du Ausſicht auf das Meer hin.
Ach, der Tod, er raubt uns Alles,
Wie ein Habicht raubt er uns.
Seht, es brechen ſeine Augen —
Er blickt hin zum letztenmal.

Was hat er geſagt, der gute
Cid? Er liegt auf ſeinem Lager.
Wo iſt ſeine Eiſenſtimme?
Kaum noch kann man ihn verſtehen,
Daß er ſeinen Freund Babieça,
Ihn noch einmal ſehen will.

Babieça kommt, der treue
Mitgefährt' des wackern Helden,
In ſo mancher, mancher Schlacht.
Als er die ihm wohlbekannten
Guten alten Fahnen ſiehet,
Die ſonſt in den Lüften wehten,
Hingebeugt auf's Sterbelager,
Unter ihnen ſeinen Freund.

Fühlt er ſeinen Lauf des Ruhmes
Auch geendet, ſteht mit großen
Augen ſtumm da, wie ein Lamm;
Sein Herr kann zu ihm nichts ſprechen,
Er auch nichts zu ſeinem Herrn:
Traurig ſieht ihn an Babieça,
Cid ihn an zum letztenmal.

Gerne hätt' ſich Alvar Fannez
Mit dem Tode jetzt geſchlagen;
Ohne Sprache ſitzt Ximene;
Cid, er drückt ihr noch die Hand.
Und nun rauſchen die Paniere
Stärker; durch das offne Fenſter
Weht ein Wind her von den Höhen —
Plötzlich ſchweigen Wind und Fahnen
Edel: denn der Cid entſchläft.

Auf, nun auf! Trommeten, Trommeln,
Pfeifen, Klarinetten, tönet,
Uebertönet Klag' und Seufzen;
Denn der Cid befahl es da.
Ihr geleitet auf die Seele
Eines Helden, der entſchlief.

Achtundſechzigſte Romanze.

Ausgeathmet hat der gute
Cid, der von Bivar ſich nannte.
Zu vollbringen ſeinen Willen,
Iſt Gil Diaz jetzt bedacht.

Balſamiret wird ſein Leichnam,
Friſch und ſchön, als ob er lebte,
Sitzt er da mit hellen Augen,
Mit ehrwürdig-weißem Bart;
Eine Tafel ſtützt die Schultern,
Eine Tafel Kinn und Arme,
Unbewegt auf ſeinem Stuhle,
Sitzt er da, der edle Greis.

Als zwölf Tage nun vergangen,
Schalleten die Kriegstrommeten,
Weckten auf den Maurenkönig,
Der Valencia hart umſchloß.

Mitternacht war's, und man ſetzte
Auf ſein gutes Pferd Babieça
Grad' und feſt den todten Herrn;
Schwarz und weiße Niederkleider,

Aehnlich dem gewohnten Harniſch,
Den Cid an den Beinen trug;
Durchgenäht mit goldnen Kreuzen
War die Kleidung; ihm am Halſe,
Eingefaßt mit der Deviſe,
Wellenförmig hing ſein Schild.
Von gemaltem Pergamente
Stand ein Helm ihm auf dem Haupte;
Ganz in Eiſen eingekleidet
Schien er da auf ſeinem Roß,
In der Rechten die Tizona. —

Neben ihm zu Einer Seite,
Ging Jeronymo, der Biſchof.
An der andern ging Gil Diaz;
Beide führten den Babieca,
Der ſich ſeines Herrn erfreute,
Der noch einmal auf ihm ſaß.

Sacht geöffnet ward die Pforte,
Die hin gen Kaſtilien führet,
Trabethor wird ſie genannt:
Durch ſie zog Pedro Bermudes
Mit erhobner Fahne Cid's,
Neben ihm vierhundert Ritter,
Zur Bedeckung ihr, voran.
Jetzt nun folgete Cid's Leiche,
Hundert Ritter um ſie her;

Hinter ihr Donna Ximene,
Wohlbegleitet von ſechshundert
Edlen Männern, ihrem Schutz.

Schweigend ging der Zug und langſam,
Leiſ', als wären es kaum zwanzig;
Aus Valencia waren alle
Längſt ſchon, als der Tag anbrach.

Alvar Fannez war der Erſte,
Wüthig ſtürzt er auf die Mauren,
Die Bukar hierher gelagert;
Ungeheuer war die Zahl.

Traf zuerſt auf eine ſchwarze
Mohrin, die aus türkiſchem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich ſchoß,
Alſo meiſterhaft, daß man ſie
Einen Stern des Himmels nannte;
Sie und ihre Schweſtern alle,
Hundert ſchwarze Weiber ſtreckte
Alvar Fannez in den Staub.

Dies geſehn, erſchraken alle,
Sechs und dreißig Mohrenkön'ge:
Furcht-erblaſſet ſtand Bukar.
Wohl ſechs hundert tauſend Ritter
Dünkt ihnen das Heer der Chriſten,
Alle weiß und hell wie Schnee.
Und der ſchrecklichſte vor Allen,

Reitend vor auf weißem Roſſe,
Größer als die andern alle,
In der Hand ein' weiße Fahne;
Auf der Bruſt ein farbigt Kreuz,
Sein Schwert glänzete wie Feuer —
Als er anlangt bei den Mauren,
Breitet ringsum er den Tod.
Alle fliehen nach den Schiffen,
Viele ſtürzen ſich in's Meer.
Wohl zehntauſend waren ihrer,
Die die Schiffe nicht erreichten,
Die des Meeres Fluth verſchlang.
Von den Mohrenkön'gen blieben
Zwanzig; nur Bukar entrann.

Alſo ſiegt auch nach dem Tode,
Weil San-Jago ihm vorging,
Cid; gewonnen ward an Beute
Großer Reichthum, alle Zelte
Voll von Golde, voll von Silber,
Auch der Aermſte wurde reich.
Sodann ſetzten, nach dem Willen
Cids, die freundlichen Begleiter
Nach San Pedro de Cordonna
Ruhig ihre Reiſe fort.

— — — — — —

Außer manchen anderen Leiden, von denen Herder besonders in den letzten Jahren seines Lebens befallen wurde, war es zumeist die Abnahme der Sehkraft, von der er zu leiden hatte. Er besuchte die Bäder von Aachen zum zweiten Male, doch ohne sonderlichen Erfolg. Im folgenden Jahre, im Juli 1803, ging er nach Eger, um dort die angegriffene Gesundheit wenn möglich wieder herzustellen. Sein Sohn August, welcher in Schneeberg den Bergwissenschaften oblag, begleitete ihn nach Eger; die Wirksamkeit des Bades auf seine Augen war nicht von Bedeutung, dagegen wirkte der ganze dortige Aufenthalt im Allgemeinen günstig auf ihn ein. Von Eger besuchte Herder Dresden, eine Stadt, die ihn bisher noch ganz fremd gewesen war. Er fand hier überall eine vortreffliche Aufnahme, und war überhaupt in hohem Grade erfreut über das viele Angenehme, was er hier fand und erfuhr.

Am 18. September kehrte Herder nach Weimar zurück, neugestärkt, wie es schien, und voll von Plänen zu neuen Arbeiten aller Art. Sie sollten nicht mehr ausgeführt werden.

In der Mitte des October wurde er von einem

Unwohlsein befallen, was ihn nöthigte, einige Tage das Bett zu hüten. Halb genesen arbeitete er eifrig fort, insbesondre am zehnten Stück der Adrastea; das letzte Blatt, an dem er gearbeitet, blieb lange auf seinem Schreibpult liegen, es trug, von der nordischen Mythologie handelnd, die Worte: „Die nordische Fabellehre ist ganz zeitmäßig: eine Reise nach Weisheit und Belehrung über die damals wichtigsten Fragen, die mit dem Untergang der Götter endet. Das feinste und klangreichste Gedicht über sie (Gerstenbergs Gedicht eines Skalden) konnte sie nicht anders enden lassen; sie verhallet in den Ton:

In neue Gegenden entrückt
Schaut mein begeistertes Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und diese Himmel, ihr Gezelt!
Mein schwacher Geist, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und schweigt."

Diese Worte sollten eine prophetische Bedeutung gewinnen — Herder erholte sich von der Krankheit nicht, doch widerstand sein Körper lange, sein Geist wurde sogar immer heiterer und thätiger, wie es denn in Knebels Gedicht auf Herders Tod heißt:

„Ach, ich ſah ihn! die Herrſchaft des Geiſtes, die Ruhe der Seele
Wuchs, als der Körper ſich ſchon trennte vom heiligen Band.
Reiner glänzt' es aus ihm: ſo ſteigt die goldene Sonne
Sich von dem trüben Gewölk löſend, zum Himmel empor."

Zwei Monate währte Herders Krankheit, da erlag er ihr. Am 18. December, Sonntag Morgens, befiel ihn ein ruhiger Schlaf, aus dem er nicht wieder erwachte; gegen halb elf Uhr Abends machte ein ſanfter Tod ſeinen Leiden ein Ende.

Am 21. December Abends um 9 Uhr wurde ſeine Leiche unter der Theilnahme vieler Tauſende von Leidtragenden in der Weimariſchen Stadtkirche zu St. Peter und Paul feierlich beigeſetzt. —

Achter Abſchnitt.

Allgemeinere Bemerkungen über Herder, ſeine Freunde, ſeine Schriften. — Bruchſtücke aus denſelben.

Herders Tod erweckte allgemein die lebhafteſte Trauer, man hatte einen verhältnißmäßig ſo frühen Tod nicht erwartet.

Er war von kräftiger Körperbildung, indeß hatte er ſehr reizbare Nerven; ſeine Stimme war zart, ſeine Geſichtsfarbe die eines geiſtig ſehr thätigen Menſchen, blaß, ohne gerade Kränklichkeit anzudeuten.

Als einen Grundzug ſeines äußeren Lebens dürfen wir die größte Mäßigkeit in allen Dingen, die den materiellen Genuß angehen, anführen.

Er lebte ſehr einfach und regelmäßig; dabei hatte er nach keiner Richtung hin irgend welche beſondere Liebhabereien, nicht einmal z. B. für Bücher, ſofern er ſie nicht beſonders brauchen konnte. So war ihm alſo nicht einmal das Anſammeln einer Bibliothek, das Füllen der einzelnen Fächer der Wiſſenſchaft u. ſ. w. ein Bedürfniß.

In Geſellſchaft war er heiter, theilnehmend, mitunter voll Ironie. Ueberraſchungen irgend welcher Art waren ihm zuwider, auch Beſuche fremder Perſonen liebte er nicht.

Wie er ſeine Zeit eintheilte und benutzte, darüber berichtet Herders Wittwe in Folgendem:

„Zwiſchen Berufs- und eigenen Arbeiten war ſeine Zeit ſo getheilt.

Sonnabend Nachmittags kamen zum Durchleſen gewöhnlich zehn, auch noch mehr Aktenkaſten zur nächſten Sitzung des Konſiſtoriums. Am Sonntag ſuchte er ſie zu beendigen. Er durfte ſie nicht überhin durchleſen, da er als vikarirender und nachmals wirklicher Präſident den Vortrag der Geſchäfte hatte.

Zu dem Ende ſchrieb er auf einen beſondern Bogen für jede Nummer die etwa zu nehmende Reſolution, wozu alsdann die Räthe ihre Meinung bei- oder abfällig gaben, oder ſie modificirten.

Der Montag Vormittag war gewöhnlich noch mit Konſiſtorialarbeiten beſetzt. Am Nachmittag Erholung; Lektüre; Briefwechſel.

Jeden Dienſtag um neun Uhr war Seſſion des Oberkonſiſtoriums, die gewöhnlich bis 12—1 Uhr dauerte. Am Dienſtag Nachmittag konnte er ſelten an ſeinen gelehrten Arbeiten etwas thun; er war oft etwas verſtimmt.

Mittwoch Vormittag kamen die Briefe und Berichte von den Landgeiſtlichen, oder ſie ſelbſt in Perſon; wie gewöhnlich auch die Landſchulmeiſter mit ihren Anliegen. Jetzt, von Mittwoch Nachmittag kamen die freien Stunden zu ſeinen Privatarbeiten, die aber doch manchmal durch kleinere Konſiſtorialgeſchäfte unterbrochen wurden. Am Sonnabend Morgen wiederum die Briefe und Beſuche vom Land.

Nie hatte er einen Tag ganz frei für ſich. Unnöthige Beſuche vermied er immer."

Es iſt wirklich im höchſten Grade überraſchend, daß er bei ſo vielen Beſchäftigungen allerlei Art eine ſolche literariſche Thätigkeit entwickeln konnte, wie er es gethan.

Wir werden von derſelben gleich das Weitere reden, hier wollen wir nur noch zuvor einiger der Freunde gedenken, welche ihm im Leben zunächſt ſtanden.

In welchem Verhältniß Herder zu Göthe und Wieland ſtand, haben wir bereits oben kurz angedeutet; zunächſt von den bedeutenderen Männern in Weimar ſtellte ſich ihm von der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts an Jean Paul.

Von fern Wohnenden iſt Heyne in Göttingen beſonders hervorzuheben, dann Johann von Müller und ſein Bruder, Gleim, von Thümmel, die Brüder Stollberg und viele Andere mehr.

Jean Paul beſonders war dem Herderſchen Hauſe ſehr befreundet, zwiſchen ihm und Herder bildete ſich das zarteſte Freundſchaftsverhältniß. Jean Paul hat in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik des kurz vorher dahin geſchiedenen Freundes mit ſchönen, entſcheidenden Worten gedacht, die wir hier im Auszuge mittheilen wollen.

— — „Der edle Geiſt wurde von entgegengeſetzten Zeiten und Parteien verkannt; doch nicht ganz ohne ſeine Schuld; denn er hatte den Fehler, daß er kein Stern erſter oder ſonſtiger Größe war, ſondern ein Fascikel von Sternen, aus welchen ſich dann jeder ein beliebiges Sternbild buchſtabirt. — Menſchen mit vielartigen Kräften werden ſtets, die mit einartigen ſelten verkannt.“

— — „Ich ging ſo weit in dem ſchönen Garten, bis ich eine freie Ausſicht in die ſanfte roſenroth dar-

nieder ziehende Sonne hatte. Die Nachtigallen ſchlugen in den Blüthen, hoch über ihnen die Lerchen in den Abendwolken: durch alle runden Laubwäldchen war der Frühling gezogen und hatte ſeine Spuren an ihnen hängen laſſen als Blüthen und Düfte — ich dachte an jenen Geiſt, den ich (ſo ſelten auch der verſchwendete Beiname gegeben werden darf) doch nicht anders nennen kann als einen großen Menſchen. Wie war er immer unter Bäumen und Blumen, auf dem Lande ſo geneſen-glücklich! . . Gleichſam mit einem Liebestrank der Inbrunſt gegen die ganze Natur geboren, hielt er wie ein Bramine mit dem hohen Spinozismus des Herzens jedes Thierchen und jede Blüthe werth und am Herzen feſt; und der Reiſewagen, durch grünendes Leben gehend, war ſein Sonnenwagen, und nur dem freien Himmel ſchloß ſich wie unter der Muſik ſein Herz wie eine Blume recht weit erheitert auf."

— „War er kein Dichter — was er zwar oft von ſich ſelber glaubte, eben am Homeriſchen und Shakeſpeare'ſchen Maßſtab ſtehend — ſo war er bloß etwas Beſſeres, nämlich ein Gedicht, ein indiſch griechiſches Epos von irgend einem reinſten Gott gemacht. . . . . Wie ſoll ich's aus einander ſetzen, da in der ſchönen Seele, eben wie in einem Gedichte, alles zuſammenfloß und das Gute, das Wahre, das Schöne unheilbar in ihr war? Griechenland war

ihm das Höchſte, und wie allgemein auch ſein kosmopolitiſcher Geſchmack lobte und anerkannte, ſo hing er doch, zumal im Alter, wie ein vielgereiſeter Odyſſeus nach der Rückkehr aus allen Blüthenländern, an der griechiſchen Heimath am innigſten..... Herder war gleichſam nach dem Leben griechiſch gedichtet. Die Poeſie war nicht etwa ein Horizont-Anhang an's Leben, wie man oft bei ſchlechtem Wetter am Geſichtskreiſe einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, ſondern ſie flog wie ein freier leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte. Daher kam ſeine griechiſche Achtung für alle Lebensſtufen, ſeine zurechtlegende epiſche Manier in allen ſeinen Werken, welche als ein philoſophiſches Epos alle Zeiten, Formen, Völker, Geiſter, mit der großen Hand eines Gottes unparteiiſch vor das ſäkulariſche Auge führte und auf die weiteſte Bühne. Daher kam ſein griechiſcher Widerwille gegen jedes Ueberſchlagen der Wage auf eine oder andere Seite; manche Sturm- und Foltergedichte konnten ſeine geiſtige Marter bis zur körperlichen treiben;.... darum zog er, wie ein griechiſches Gedicht, um jede, auch ſchönſte Empfindung, z. B. der Rührung, oft durch die Gewalt des Scherzes, früh die Gränze der Schönheit....."

„Wenige Geiſter waren auf die große Weiſe gelehrt wie er. Die meiſten verfolgen nur das Seltenſte,

Unbekannteſte Einer Wiſſenſchaft; er hingegen nahm nur die größen Ströme, aber aller Wiſſenſchaften in ſein himmelſpiegelndes Meer auf, das ihnen aufgelöst ſeine Bewegung von Abend gegen Oſten aufdrang. Viele werden von der Gelehrſamkeit umſchlungen wie von einem austrocknenden Epheu, er aber wie von einer Traubenrebe. — Ueberall das Entgegengeſetzte organiſch-poetiſch ſich anzueignen, war ſein Charakter; und um das trockene Kernhaus eines Lamberts zog er eine ſüße Fruchthülle. So verknüpfte er die kühnſte Freiheit des Syſtems über Natur und Gott mit dem frömmſten Glauben, bis ſogar an Ahnungen. So zeigte er die griechiſche Humanität, der er den Namen wieder gab, in der zärtlichſten Achtung aller reinmenſchlichen Verhältniſſe, und in einem Lutheriſchen Zorn gegen alle von Religionen oder vom Staat geheiligten Gifte derſelben... Wie herrlich, unverſöhnlich entbrannte er gegen jede kriechende Bruſt, gegen Schlaffheit, Selbſtzwiſt, Unredlichkeit und poetiſche Schlammweiche, ſo wie gegen deutſche kritiſche Rohheit und gegen jeden Scepter in einer Tatze; und wie beſchwor er die Schlangen der Zeit! Aber wollteſt du die ſüßeſte Stimme hören, ſo war es ſeine in der Liebe: es ſei gegen ein Kind, oder ein Gedicht, oder die Muſik, oder in der Schonung gegen Schwache".....
„Wenn er ſeinen Hamann als einen zürnenden Pro-

pheten, als einen dämoniſtiſchen Geiſt ſchilderte ... und wenn man mit Schmerzen hörte, wie ihm in deſſen Grab ſeine rechte Welt und Freundſchaftsinſel nachgeſunken: ſo wurde man aus ſeiner Sehnſucht innen, daß er innerlich (nach einem höchſten Ideale) viel ſchärfer über die Zeit richte, als es äußerlich ſeine Duldung und Allſeitigkeit verrieth; daher geht durch ſeine Werke eine geheime, bald Sokratiſche, bald Horaziſche Ironie, die nur ſeine Bekannten verſtehen. Er wurde überhaupt wenig, nur im Einzelnen anſtatt im Ganzen gewogen und erwogen; und erſt auf der Demantwage der Nachwelt wird es geſchehen, auf welche die Kieſel nicht kommen werden, womit die rohen Styliſtiker, die noch rohern Kantianer und rohe Poetiker ihn halb ſteinigen, halb erleuchten wollten."

„Der gute Geiſt gab viel und litt viel. Zwei Reden von ihm bleiben, obwohl andern unbedeutend, mir immer zur Betrachtung; die eine, daß er einſt an einem Sonntage mit wehmüthigem Schmerz über die kahle kalte Zeit unter den wie aus den alten Jahrhunderten herüber fließenden Tönen des nahen Kirchengeläutes ſagte, er wünſchte, er wäre im Mittelalter geboren worden. Die zweite ganz andere Rede war, daß er ſich eine Geiſtererſcheinung wünſchte, und daß er gar nichts von dem gewöhnlichen Geiſter-Schauder dabei empfände und ahnete. O die reine geiſter-verwandte

Seele! Ihr war dieß möglich — ſo dichteriſch ſie auch war, und ſo ſehr gerade eine ſolche am meiſten erſchaudert vor den langen ſtillen Schleiern, die hinter dem Tode wohnen und gehen: denn ſie war ſelber der Erde eine Geiſter-Erſcheinung, und vergaß nie ihr Reich; ihr Leben war die glänzende Ausnahme vom genialen befleckten; ſie opferte, wie die alten Prieſter, auch am Muſenaltare nur weiß gekleidet. — — Er kommt mir jetzt — ſo ſehr auch ſonſt der Tod die Menſchen in eine heilige Verklärung hinein hebt — in ſeiner Ferne und Höhe nicht glänzender vor als ſonſt hier unten neben mir; ich denke mir ihn drüben hinter den Sternen, gerade an ſeinem rechten Ort und nur wenig verändert, die Schmerzen ausgenommen. Nun ſo feire nur recht drüben dein Ernteſeſt, du Reiner, du Geiſter-Freund! Dein ſchwerer Aehrenkranz erblühe dir auf deinem Haupte zur leichten Blumenkrone, du Sonnenblume, endlich auf deine Sonne verſetzt.“ — — — „Wir wollen jetzt die große Seele mit einander lieben; bewegt dich zuweilen ihre Erinnerung zu ſchmerzlich, ſo wollen wir alles wieder leſen, wodurch ſie das Unſterbliche und das Göttliche und ſich verkündiget hat; es möge nun die Trauer ſtillen oder auch vermehren.“

— — — — — —

Was Herder im Kreiſe ſeiner Familie betrifft, ſo hat ihm ſeine Gattin ein Denkmal geſetzt, welches von der unbegrenzten Liebe und Verehrung zeigt, die ſie und ihre Kinder für den Gatten und Vater hegten.

Wie ſehr er ſelbſt beſorgt war, dem Fortkommen und Gedeihen ſeiner Kinder förderlich zu ſein, dafür ſind reiche Zeugniſſe vorhanden. Er ſorgte auf das Beſte für die geiſtige und körperliche Entwickelung ſeiner Kinder, ja er ging in manchen dahin gehörenden Dingen noch weiter, indem er ihnen ſelbſt gegen ſeine innere Ueberzeugung gehende Opfer brachte. Wir meinen hiermit ſeine Erhebung in den Adelſtand, womit es folgende Bewandtniß hatte.

Sein Sohn Adelbert war Landwirth geworden, und hatte im Auguſt 1801 die Hofmark Stachesried in der Oberpfalz gekauft. Da ſtellte ſich heraus, daß der bairiſche Edelmann unter ſeinen Privilegien eins beſitze, nach welchem er jedem Bürgerlichen, der adelige Güter in Baiern ankauft, im erſten Jahre das erkaufte Gut für den gleichen Kaufpreis abnehmen dürfe. In Wahrheit drohte ihm ein Edelmann mit dieſem Recht, und der Sohn erſuchte den Vater, für ihn den Adel zu erwerben. Wie Herder hierüber dachte, erſieht man

am beſten aus ſeinem Briefe vom 10. Juli 1801 an ſeinen Freund, Herrn v. Rezer, in Wien, in dem es u. A. heißt:

— „Ich habe eine Reihe von Söhnen, deren einen, den Arzt, Sie kennen, deren keiner meinen Stand gewählt hat. Der eine hat ſich die Bergwiſſenſchaft, theoretiſch und praktiſch, der andre die Forſtwiſſenſchaft, ein dritter die Oekonomie eben alſo erwählet; und der Jüngſte wird Ihnen wahrſcheinlich folgen. Alle dieſe tapfern Leute, groß, ſtark, fleißig, unternehmend, ſtehen jetzt nach geendeten oder in bald geendeten Studien und klopfen, jeder an ſeine Pforte des Eingangs in die Welt, wo ihnen dann bei Gaben, Fleiß und Geſchicklichkeit zum beſſern Fortkommen (nach beſtehender Routine Deutſchlands) die kleine Silbe von fehlet. Dieſe bringt in die ganze Laufbahn des Berg- und Forſtmanns, des Oekonomen eine ſolche Verſchiedenheit, als ob Adel und Nicht-Adel, durch eine unüberſteigliche Kluft getrennt, zwei verſchiedene Species der Menſchen wäre. Amt und Name des Vaters können die Silbe von mit den Prärogativen nicht erſetzen, die ihr der deutſche Adelſinn gegeben.

„Alſo, um meine Söhne, ihren erwählten Ständen nach, anſtändig in die Welt zu bringen, und ſie nicht andern nachtreten zu laſſen, muß ich aus väterlicher

Pflicht für ſie mich um den Adel bewerben; die Verfaſſung der meiſten Länder Deutſchlands im Fortkommen, im Ankauf des Oekonomen u. ſ. zwingt mich dazu; ich muß ihnen nach dem braven Valor, den ſie ſich lernend und thätig erworben, auch den äußern verſchaffen, der jenem aufhilft. — — — — Für mich dieſe Auszeichnung zu ſuchen, wäre mir, beim Himmel! nie in den Sinn gekommen, da ich dergleichen Auszeichnungen überhaupt eben ſo klein als lächerlich finde, ſie mir auch in meinem Wirkungskreiſe ſehr entbehrlich ſind. Meinen Söhnen aber ſind ſie leider nicht entbehrlich, und als Vater bin ich ihnen das Beneficium ſchuldig. Ob ich als Schriftſteller einer Auszeichnung dieſer Art werth ſei? darüber hülle ich mich auf's beſcheidenſte in den dickſten Mantel der Unwiſſenheit: denn wahrlich zu einem ſolchen Zweck habe ich keine Silbe geſchrieben, und mit Männern, denen dieſe Ehre widerfahren iſt, ſetzte ich mich nie in Vergleichung. Genug, wenn ich meinem Vaterlande nicht Schande gemacht und dieſer Ehre nur ſo werth bin wie andere, denen ſie doch auch widerfahren iſt und widerfähret u. ſ. f."

Durch Vermittelung des Grafen Görtz in Regensburg ertheilte der Kurfürſt von Baiern im October 1801 Herdern den Adel als Geſchenk. —

Die große Reihe von Schriften, welche Herder mit selten übertroffener Thätigkeit veröffentlichte, erschien zuerst in den Jahren 1805—1820 in einer Gesammtausgabe; in den Jahren 1827—1830 erschien eine Taschenausgabe, welche am meisten verbreitet ist, und deren Inhalt — sie zählt 60 Theile — wir hier kurz anführen wollen.

Diese Ausgabe besteht aus drei Abtheilungen, nämlich:

I. Abtheilung: Zur Religion und Theologie. 18 Theile.

Inhalt: 1. Vom Geist der ebräischen Poesie. Eine Anleitung für die Liebhaber derselben und der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes. Erster Theil 1ste Abtheilung. 2. Vom Geist der ebräischen Poesie ꝛc. Erster Theil 2te Abtheilung und zweiter Theil 1ste Abtheilung. 3. Vom Geist der ebräischen Poesie ꝛc. Zweiter Theil 2te Abtheilung. 4. Salomon's Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande. Nebst 44 alten Minneliedern und einem Anhang über die ebräische Elegie. 5. Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift. Erster Theil. 6. Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Zweiter und dritter Theil. 7. Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts. Vierter Theil. Nebst den Zusätzen aus den Handschriften des Verfassers. 8—10. Geistliche Reden und Homilien. Erster bis dritter Theil. 11. Erläuterungen zum neuen Testament aus

einer neu eröffneten Quelle. 12. Johannes' Offenbarung. 13. und 14. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Erſter bis vierter Theil. 15. Vom Studium der Theologie und dem chriſtlichen Predigtamt. 16—18. Chriſtliche Schriften. Erſter bis dritter Theil.

II. Abtheilung: Zur ſchönen Literatur und Kunſt. 20 Theile.

Inhalt: 1. und 2. Fragmente zur deutſchen Literatur. Herausgegeben durch Heyne. Erſte bis dritte Sammlung. 3. und 4. Gedichte, herausgegeben durch Joh. G. Müller. Erſter und zweiter Theil. 5. Der Cid. Nach ſpaniſchen Romanzen beſungen. Mit einer hiſtoriſchen Einleitung durch Joh. von Müller. 6. Legenden, dramatiſche Stücke und Dichtungen, herausgegeben durch Dr. Wilh. Gottfr. v. Herder. 7. und 8. Stimmen der Völker in Liedern. Geſammelt, geordnet, zum Theil überſetzt durch Joh. Gottfr. v. Herder. Neu herausgegeben durch Joh. v. Müller. Erſte und zweite Abtheilung. 9. Blumenleſe aus morgenländiſchen Dichtern. 10. Schriften zur griechiſchen Literatur, herausgegeben durch Heyne. 11. Schriften zur römiſchen Literatur, herausgegeben durch Heyne. 12. Terpſichore. 13. und 14. Kritiſche Wälder, oder Betrachtungen über die Wiſſenſchaft und Kunſt des Schönen. Herausgegeben durch Heyne. Erſtes bis drittes Wäldchen. 15. und 16. Abhandlungen und Briefe über ſchöne Literatur und Kunſt. Erſter und zweiter Theil, nebſt einem Anhang. 17. und 18. Früchte aus ſogenannt goldenen Zeiten des 18ten Jahrhunderts. Erſte und zweite Abtheilung. 19. Antiquariſche Aufſätze. Herausgegeben durch Heyne. 20. Nachleſe zur

schönen Literatur und Kunst, herausgegeben durch Joh. v. Müller.

III. Abtheilung: Zur Philosophie und Geschichte. 22 Theile.

Inhalt: 1. Die Vorwelt. 2. und 3. Präludien zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Erste und zweite Abtheilung. 4—7. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Erster bis vierter Theil. 8. Postscenien zur Geschichte der Menschheit. 9. Seele und Gott. 10. Sophron. Gesammelte Schulreden. 11. und 12. Adrastea. Begebenheiten und Charaktere des 18. Jahrhunderts. Erster und zweiter Theil. 13. und 14. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nebst einem Anhang. 15. Nachlese historischer Schriften. 16. und 17. Verstand und Erfahrung, Vernunft und Sprache. Eine Metakritik der reinen Vernunft. Erster und zweiter Theil. 18. und 19. Kalligone. Erster und zweiter Theil. 20—22. Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottf. v. Herder's. Gesammelt und geschrieben von Maria Carolina v. Herder, geb. Flachsland. Herausgegeben durch Joh. Georg Müller. Erster bis dritter Theil.

— — — — — —

Herders schriftstellerische Thätigkeit ist in mehrere Theile zu zerlegen, die beiden Hauptheile dürften seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Religionswissenschaften und die auf dem Gebiet der Poesie umfassen.

Ueber die erstere von beiden führen wir an, was Gervinus in seiner Literaturgeschichte sagt:

„Herder ging auf Christus selbst und sein Leben und seine Lehre zurück; Lavater konnte keine Mitte zwischen Deisterei und Christenthum, zwischen der Lehre von der Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit positiver Gotteswirkung finden; Herder ertrug sie beide. In seinen christlichen Schriften, die weder den Rationalisten, noch deren Gegnern genug gethan haben, weil sie beiden Partheien nicht weit genug gingen, liegt sein Glaubensbekenntniß in allem Umfang und aller Klarheit vor. Diese Aufsätze sind so populär und bündig, so ganz ohne allen falschen Prunk, Salbung und Kirchenfeierlichkeit geschrieben, daß sie jeden einfachen Sinn ansprechen müssen, auch wenn man nicht mitgehen will, so weit er geht, oder nicht stehen bleiben will, wo er stehen bleibt. Gegen diesen Ton wird der Freigeist nichts haben, der Spötter nicht aufkommen, der einfältig Gläubige nicht taub sein. Aus diesem Ton gelehrt, wird heute das Christenthum und der Protestantismus noch immer seinen festen Anhang um sich gesammelt halten. Herder interpretirt die Evangelien in einer rationellen, nicht in einer plump materiellen Weise. Er will die Wunder und den Glauben Niemanden aufzwingen, der sie nicht einfach festhalten

kann. Es fällt ihm nicht ein, aus den Wundern Beweiſe für das Chriſtenthum zu ziehen, ſie ſind für uns Tradition, ſie waren, wenn ſie waren, für jenes Geſchlecht. Es war ihm natürlich, daß ſich der Glaube in die That verliere; jener war Jahrhunderte lang als Bekenntniß und Symbol unentbehrlich; doch war er nur Symbol, nur Zeichen, nie die Sache ſelbſt. —— Er hofft auf eine Zeit, da man ſich ſchämen werde, Sekten ſeinen Namen zu geben und ſie zu verfolgen; das reine Chriſtenthum dulde alle; er wolle beweiſen, daß alle Sekten dem wahren Chriſtenthum nichts geſchadet, ſondern geholfen hätten. So läßt er Alles, was die Geſchichte aus dem Chriſtenthum gemacht hatte, liegen und ſieht aus den letzten geſchichtlichen Quellen das Einfachſte, was Chriſtus und ſeine Lehre war. Er breitet mit wahrer Meiſterſchaft nach ſeinen Humanitätsprinzipien ein menſchliches Licht über die Geſchichte Jeſu aus; er nimmt den wohlthätigen Heiligenſchimmer von den Evangelien ab, ohne ihrer Würde im Geringſten zu ſchaden. Nur drei lichte Punkte einer himmliſchen Beurkundung des Gottgeweihten hielt er feſt: den himmliſchen Ruf bei der Taufe, die Verklärung und die Auferſtehung. Ja ihm war die Verſetzung in den Geiſt der Zeiten des erſten Chriſtenthumes zu wenig, als daß er nicht, wie ein erſtandener Jünger, zwar von vielem Wunderbaren einfaches

Zeugniß ablegen, aber auch im Einzelnen die Gläubigkeit hätte theilen ſollen."

Wir führen ferner aus dieſen Schriften einige Stellen hier an:

„Gewiß, wir haben der Religion keinen Vortheil gebracht, daß wir Glauben mit Meinen oder gar mit Dichten ſo leichtſinnig verwirrt haben. Zwiſchen beiden iſt nothwendig ein Umriß zu ziehen, ein Unterſchied, auf den in der Religion alles ankommt.

Iſt's Glauben, wenn ich eine Formel herſage, deren Sinn ich nie gefaßt, um den ich mich nie bekümmert habe? Eher ſollte man dies Unglauben nennen; denn meine Lippe ſpricht dieſe Formel, wie der Rabe ein gelerntes Wort. „Ich glaube" heißt ſodann: ich laſſe geſchehen, daß andere mit Ueberzeugung glauben; ich ſage nach, was die Kirche ſagt, bis auf Ungereimtheiten und Mirakel. Meine Ueberzeugung, mein inneres Bewußtſein habe ich an ſie abgetreten und entſchlage mich deſſen förmlich; ich glaube, das heißt: ich glaube nicht, ich darf auch nicht ſelbſt glauben. Iſt's Wunder, daß ein ſolcher Glaube, wenn er die Larve abwirft oder wider Willen verliert, mit dem frechſten Unglauben ſich paart? So glauben viele an die Bibel, ohne zu wiſſen, was in ihr ſteht, denken dabei auf's Frechſte, und verfolgen dabei. Sobald

das Evangelium geleſen wird, haben ſie die Hand am Schwert und wiſſen nichts von dem Geleſenen; auf ihren Schwertglauben aber bauen ſie freche Anmaßungen; dieſe ſind ihr Glaube. Formulargewohnheit! Ehre man dies Glauben nicht der ſogenannten Sinnesfeſtigkeit wegen; eben dieſe ſtarre Feſtigkeit iſt furchtbar. Mit ſolchem Glauben will der eine Fieber, der andere den Teufel vertreiben, der dritte das ewige Leben erben; der vierte bis hundertſte haſſet, neidet, verfolgt. Glaubeſt du? ruft man dem Sterbenden in's Ohr. Herr, ja ich glaube. Ob Hexen oder Geiſter, Gott oder Satan, iſt gleichviel; er ſtirbt, wie man ſagt, mit feſter Seelengläubigkeit. Ein ſchrecklich Geſpenſt iſt dieſer Formularglaube auch ſchon dadurch, daß er an Wortſchälle gewöhnt, die, wiederkommend in Zeiten des Drangs und der Gefahr, auf die erſchütterte Phantaſie heftig wirken. Das Jeſus Maria und Kyrie eleiſon haben ſo manchen Satan vertrieben, ſo manchen Sieg erfochten, aber auch Satane erſchaffen, Siege verloren. In jeder dunkeln Zeit waren Wortſchälle, die man mit Zutrauen ausſprach, von mächtiger, aber auch benebelnder, grauſamer Wirkung. — —

Und bei weitem ſind dieſe Zeiten der Wortſchälle noch nicht vorüber. Das Ohr des Pöbels, der abergläubigſte Sinn hängt noch immer an ihnen; die bloßen Laute: Blut, Tod, Leiden, Sterben, Genug-

thuung, Sündenvergeben, Versöhnung, ohne allen Verstand ausgesprochen, gebieten dem Ohre des christlichen Pöbels. — — — — — — — — — — —

Niemand, der überzeugen will, wird auf solche Lieblingsschälle bauen; vielmehr wo er merkt, daß man sie sinnlos hört, wird er solche vermeiden. Ja, über sich selbst wird er am strengsten wachen, daß kein dergleichen Lieblingsschall sein Tyrann, der gewohnte Busenfreund seines dunkeln Sinnes, ein Füllwort seiner Sprache werde. — — — — — — — — —

Und doch traut man es dem Heilande der Welt zu, daß einzig, um auf ewige Zeit die todte Formel zu hören: „ich glaube an Jesum“ er gethan habe, was er that. Man traut es dem ewigen Vater zu, daß einer Formel, weil er *seinen* Sohn nennen höre, er alles verzeihe und vergebe, ja einen Schatz von Verdiensten den Formulanten zurechne. Scham und Schande!

Unglaublich weit und tief reicht dieser Wortglaube; oft erhält er ein wachsendes Ansehen von Geschlecht zu Geschlecht. Seit Jahrhunderten kann der Geist mancher Worte verflogen sein, aber ihre unsterblichen Schälle bleiben. Im Grabe richtet sich der Todte auf, wenn er sie höret.

Die Natur bildet zu dem, was uns *ächter Menschenglaube* sein soll, ernster. Hülfebedürftig kom-

men wir auf die Welt, aber vielfach zusammenhängend mit allen Elementen, im Kleinen eine große Synthese von Kräften, Saamen, Trieben. — — — — — —

Menschen kommen wir auf die Welt, nicht reine Ideen, vom Himmel gesendet. Väterlich-mütterliche Liebe hat uns empfangen, väterlich-mütterliche Liebe erzog uns. In keinem Fache des Denkens steht dieser Trieb, der allgemeinste der Natur, die ewig sprossende Wurzel alles Daseins. Kein früheres Bild bekam also der Mensch von einer ihm zuvorkommenden, auf sein Verdienst nicht gebauten Bemühung für ihn, als dies. Väterlich-mütterliche Liebe ward also in der Natur das ganze Bild, weil sie, der allgemeinste, höchste Trieb der Naturwesen, alles zusammenhält und ordnet. Was sich in Seinesgleichen nicht anzuerkennen, sich für andere nicht zu bemühen, und in ihnen zu leben vermag, träumt oder tändelt. Leben ist die Natur in Ausbildung der Seele und des Körpers aller Geschlechter, in Ausbildung neuer Geschlechter ist sie fortwirkendes Leben.

Dem Erstgebornen folgten Geschwister. Geschwisterneigung und Rivalität begegneten sich mit der väterlich-mütterlichen Neigung, eine von der Natur gegebene neue Synthese von mächtiger Wirkung. Was Liebe und Miteifer, gemeinschaftliche und spornende Thätigkeit vermögen, kam in diesem kleinen Kreise von

Vater, Mutter, Kindern und Geſchwiſtern ſchon zum Vorſchein; beide einander entgegengeſetzte Neigungen aber, von väterlich-mütterlichen Einſichten regiert, hielten und beförderten ein Ganzes. Alle Früchte der Erfahrung, Erfindungen, Mühe, Genuß pflanzten ſich in dieſem Naturgarten fort, nicht durch Spekulation, aus der ſie nicht entſproſſen waren, ſondern durch Bedürfniß, Erziehung, Gewohnheit, Glauben und Uebung; denn ein Kind, das erzogen wird, kann anfangs nur glauben. Es glaubt gern, weil es die Lügen nicht kennet, hat aber auch den Trieb in ſich, nachahmend zu erforſchen, zu prüfen; und wehe dem, der ein Kind täuſchet!

Hiermit iſt ſchon eine Religion gegeben, die älteſte, tiefſte, dauerndſte Religion der Vater-, Mutter-, Geſchwiſter-, Kindestreue, deren Band aus dem Bande der Geſchlechter entſponnen, von Bedürfniſſen der Umſtände gefeſtet und bewährt, Ordnung der Natur iſt. Liebe und Noth haben es gewebet. Wenn Religion der Menſchen Gewiſſen, d. i. ihr inneres thätiges Bewußtſein iſt von dem, was ſie ſind und ſein ſollen, ſo entſpringt die Gültigkeit derſelben nicht daher, daß der Menſch ſie ſich ſelbſt ſetzt. Er iſt durch ſie geſetzt; ſie gehört nicht ihm; er gehört ihr an. Sie erweiſet ſich auch, dieſe Religion, wie eine Religion ſich erweiſen kann und ſoll, durch Seligkeit von innen,

durch Glückſeligkeit von außen; denn jede Religion als Regel gedacht, muß ſich erweiſen.“ —

Im weiteren Verlauf entwickelt Herder dieſe Religion ſpecieller, bezeichnet die jüdiſche als Volksreligion und fährt fort:

„Begreiflich iſt es, wie gerade aus dieſem Volk ein Mann aufſtand, der, über die Vorurtheile ſeines Volkes erhaben, die Religion zu ſeinem Hauptgedanken machte. Auf ſeinem Standorte ſah und fühlte er die drückenden Folgen einer jüdiſchen Stamm- und Landesreligion mehr, als ein Fremder ſie fühlen konnte, der ſie blos verachtete und verwarf.

Den Grund derſelben aber, die alte Familienreligion, die Religion der Väter, konnte und wollte er, ihr Eingeborner, nicht verachten; denn, vom Landesgeſetz geſondert, war ſie die Religion des Menſchengeſchlechts, die Religion der Völker.

Nun wer ſollte beide thätig ſondern? Prophetenſtimmen ſind unwirkſame Stimmen; ſie ſtrafen, belehren, warnen, über den Erfolg aber verheißen ſie auf die Zukunft. Auch bei Chriſtus war es Natur der Sache geweſen, daß er zuerſt ſeine Nation ausſchließend in den Geſichtskreis nahm, und nur als ein Verfolgter die Gegend von Tyrus und Sidon beſuchte. Da aber, wie wenig unter dieſem Volke aus-

zurichten ſei, ihn ſein eigener Tod belehrte, ſo wurden Religion und Nationalismus unerwartet und auf immer — wodurch? — geſchieden. Durch ſeinen ſchmachvollen Tod ſelbſt. Der Auferſtandene, der ſeiner Schuld gegen das ihm angeborene Volk jetzt frei und los war, gab ſeinen Geſandten offne Botſchaft an alle Völker. Wodurch ihn ſeine Nation verworfen hatte, ſein Kreuzestod machte ihn zum Chriſtus aller Völker.

Offner Gang der Vorſehung! Nicht aus dem tiefſten Dunkel (wie man zu wähnen pflegt) entſprang hier das Licht, ſondern, wie Johannes ſagt, aus einem mit hartem Dunkel umſchloſſenen hellen Lichte. Ein ſo ſonderbarer Schritt mußte geſchehen, damit das Licht hervorbräche; eben aus dem harten Judenthume entſprang der reinſte Antijudaismus, die Religion der Völker.

Und dieſe Menſchenreligion konnte keine andere ſein, als die reine Religion der Väter. Sobald das Vorurtheil zernichtet war, daß Religion am Boden eines Landes, am Blut eines Stammes, am Ritual einer Nationalweiſe hafte, was konnte zurückkehren, als jener alte Menſchenglauben: „Gott iſt unſer aller Vater; wir alle ſind Brüder.“ Dieſer Glaube faßt unſer Geſchlecht nicht als ein erdichtetes, ſondern als ein in der Natur gegebenes Gottesge-

ſchlecht, das zwar tief verſunken, aber rettbar iſt, und nur durch ſich ſelbſt rettbar. — — — — — —

Daher auch, daß das Chriſtenthum als wirkliche Menſchenreligion ſich jedem Bewußtſein, jeder Neigung des Herzens nicht nur empfahl, ſondern anſchloß. Vater, Mutter, Kinder, Geſchwiſter, Liebende ſind wir alle; wir wollen und müſſen es ſein, da uns die Natur dazu beſtimmte, und wir außer dieſem rein menſchlichen Berufe wenig oder nichts ſind. Menſchen ſollen wir ſein, und in ächter Menſchengeſinnung ſo Pflicht, als Seligkeit finden; ein Reich des Himmels, denn ein ſeliges Reich kann uns nur in dieſem Naturberufe werden. Todtes Geſetz, ein ſelbſterfundenes Principium ohne Situation und Anwendung, ohne Geſinnung dazu und Kräfte kann unſere Menſchenreligion nicht ſein; denn Religion iſt, was unſer Herz zwingend anſpricht, unſrer Triebe ſich bemächtigt, Geſinnungen erweckt und unſer innigſtes Bewußtſein bindet. Vater, Mutter, Freund, Kind müſſen ſich in ihr als in der eigneſten Sphäre ihrer Thätigkeit nicht glücklich, ſondern ſeligmachend und ſelig, mithin das Räthſel ihrer Beſtimmung aufgelöſet, den Knoten ihrer Neigungen entwirrt finden. — — — — — — — — — — —

Demnach iſt das Chriſtenthum keine philoſophiſche Disputirſchule; eine lebendige Einrichtung war es zu

Bildung feſter Geſinnungen jedes Standes, jedes Verhältniſſes und Charakters beſtimmt. Allerdings befahl Chriſtus zu lehren, aber was? „Seine Anordnungen halten.“ Nichts iſt leichter, als lehren, nichts ſchwerer, als halten; gewiß auch nicht leicht, einzurichten, daß gehalten werde, daß jedes Menſchengemüth Religion belebe. Formeln und Gebräuche thun dies nicht, auch nicht das Hererzählen der alten oder der neuen Lehre in Formeln und Dogmen.

Alles alſo wird und muß vom Chriſtenthum wie ein dürrer Herbſt abfallen, was nicht Ueberzeugung, Gewiſſen, reine Menſchenreligion iſt oder mit ſich führt. Einen Kultus Vergebung und Sittigkeit bringender Formeln kennet es nicht; dem jüdiſchen und heidniſchen Prieſterthum iſt ſein Geiſt nicht nur völlig zuwider, ſondern dazu eben ward's geſtiftet, daß in Ewigkeit keine Opferer und Prieſter, keine Zauberer und Götzendiener weder in Gebräuchen noch Wortformen ſein ſollten.“

Und als Schlußwort ſeiner hierher gehörenden Schriften heißt es:

„Ob bei dem ſo ungeheuren Antichriſtenthum, das in Lehrmeinungen, Gebräuchen und Formeln unſer Chriſtenthum deckt und die Sinne der Menſchen Jahrhunderte lang verwildert hat, reine Chriſtusreligion

je aufkommen werde? Wer wollte daran zweifeln? In aller Menschen Herzen ist diese geschrieben; obwohl mit Unrath überdeckt, glänzt ihre Schrift hervor, unaustilgbar, unverfälschlich. Sie heißt Gewissenhaftigkeit in allen Pflichten, reine Menschengüte und Großmuth. Der Bosheit selbst unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, ist sie auf Selbstverläugnung gebaut und wird in jeder Beziehung des Lebens nur durch diese befestigt. Die Gottseligkeit selbst ist zu ihr nur ein Mittel, aber das kräftigste Mittel, wie Christi Vorbild zeigt. Die Theilnehmung anderer, thätig und leidend, vermehrt diese gemeinsame Wirksamkeit, den Geist der Religion; denn Religion will und schafft Gemeinschaft. Ob hierbei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Der groben Mißverständnisse, des heuchlerischen Antichristenthums wegen haben sich viele am heiligsten Namen geekelt, so daß zu unserer Zeit Stärke der Seele dazu gehört, dieser ungeheuren Mißbräuche wegen bisweilen nicht das ganze Gebäude von Grund auf neu zu wünschen. Wer Schlacken vom Golde zu unterscheiden vermag, wird sich indeß nicht irre machen lassen, und den Helden der Menschengüte, den stillesten Wohlthäter seines Geschlechts in seiner Art, d. i. schweigend und nachahmend, ehren. Am Namen

„Christianer," der von den Griechen dem Christenvolke als einer Sekte gegeben ward (Apostelgesch. 11, 26) liegt wenig; gehe dieser unter oder bleibe. Wie nannte sich Christus? Den Menschensohn, d. i. einen einfachen, reinen Menschen. Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nicht anders, als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen."

— — — — — — —

Was Herders Thätigkeit auf dem Gebiete der Poesie betrifft, so haben wir sie bereits durch die Proben angedeutet, welche wir aus den Volksliedern und dem Cid mittheilten. Es ist uns noch übrig, aus den im Jahre 1817 im Verlage der Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Gedichten, sowie aus den Legenden, dramatischen Stücken und Dichtungen einige charakteristische Proben zu geben. Sie folgen hier.

Das Kind der Sorge.

Einſt ſaß am murmelnden Strome
Die Sorge nieder und ſann:
Da bildet' im Traum der Gedanken
Ihr Finger ein leimernes Bild.

„Was haſt du, ſinnende Göttin?“
Spricht Zevs, der eben ihr naht.
„Ein Bild von Thone gebildet,
Beleb's, ich bitte dich, Gott.“

„Wohlan dann! Lebe! — Es lebet!
Und mein ſei dieſes Geſchöpf!“ —
Dagegen redet die Sorge:
„Nein, laß es, laß es mir, Herr.“

„Mein Finger hat es gebildet“ —
„Und ich gab Leben dem Thon“
Sprach Jupiter: Als ſie ſo ſprachen,
Da trat auch Tellus hinan.

„Mein iſt's! Sie hat mir genommen
Von meinem Schooße das Kind."
„Wohlan, ſprach Jupiter, wartet,
Dort kommt ein Entſcheider, Saturn."

Saturn ſprach: „Habet es alle!
So will's das hohe Geſchick.
Du, der das Leben ihm ſchenkte,
Nimm, wenn es ſtirbet, den Geiſt,

Du, Tellus, ſeine Gebeine:
Denn mehr gehöret dir nicht.
Dir, ſeiner Mutter, o Sorge,
Wird es im Leben geſchenkt.

Du wirſt, ſo lang' es nur athmet,
Es nie verlaſſen, dein Kind.
Dir ähnlich wird es von Tage
Zu Tage ſich mühen in's Grab."

Des Schickſals Spruch iſt erfüllet
Und Menſch heißt dieſes Geſchöpf.
Im Leben gehört es der Sorge:
Der Erd' im Sterben und Gott.

Flora und die Blumen.

„Kinderchen des holden ſüßen Frühlings,
Hört, o hört der Mutter treue Warnung,
Wenn ein lauter Winterweſt euch heuchelt,
Trauet nicht dem heuchelnd-böſen Mörder.

Wartet, bis der goldne Vater rufet,
Bis die treue Mutter euch erſcheinet,
Die euch weckt aus euren Winterbetten
Und euch Kleider bringt und ſchöne Händchen.“

Alſo ſprach zu ihren Blumenkindern
Flora ſcheidend und ging auf zum Himmel.
Alle Blumen ſagten ihr Gehorſam
Und Geduld zu, bis ſie wiederkäme.

Als ſie kam: der gold'ne Vater Frühling
Rief die Kinder aus dem Winterſchlafe,
Und die Mutter brachte ſchöne Kleider,
Lief umher und ſucht und zählet alle.

Ach, da fand ſie manche ſchöne Knospe
Früh hervorgelockt vom böſen Mörder.
Ausgetreten war ſie aus der Zelle,
Hatt' hervorgeblickt mit ihren Aeuglein;

Und war bald erſtarret, von des böſen
Heuchelnden Verführers Hauch vergiftet:
Denn der Winterweſt war Froſt geworden
Und erſtarret ſtand das arme Blümchen.

Traurig rief die Mutter ihrem Zephyr,
Der es brach; und ſie begrub es traurig.
Seht! die ungeduldig-frühe Blume
Prangt nun nimmer mehr im Lenz der Flora.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit; was hält ſie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen ſchnell im Lauf;
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang iſt unſer Leben,
Laßt uns Roſen auf ihn ſtreun. —

Roſen; denn die Tage ſinken
In des Winters Nebelmeer.
Roſen; denn ſie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Roſen ſtehn auf jedem Zweige
Jeder ſchönen Jugendthat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt ſein Leben hat.

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die dunkeln Blumen kühlen
Uns mit Ruhe, doppelt-süß;
Und die lauten Lüfte spielen
Freundlich uns in's Paradies.

Die Waſſernymphe.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine farbige Libelle,
Zarter Faden, leichtbeſchwingt.
Flieg' auf deinen hellen Flügeln,
Auf der Sonne blauen Spiegeln,
Bis dein Flug auch niederſinkt.

Deine längſten Lebenstage,
Fern der Freude, frei von Plage,
Haſt du, Gute, ſchon verlebt;
Als dich Wellen noch umfloſſen,
Als dich Hüllen noch umſchloſſen,
War ein Traum um dich gewebt.

Jetzt nach jenem Nymphenleben
Darfſt du als Sylphide ſchweben,
Wieweit dich der Zephyr trug.
Und du eilſt mit muntern Kräften
Nur zu fröhlichen Geſchäften:
Deine Liebe ſelbſt iſt Flug.

Flattre, flattr' um deine Quelle,
Kleine ſterbliche Libelle,
Um dein Grab und Mutterland.
Eben in dem frohſten Stande
Fliegſt du an des Lebens Rande;
Iſt das meine mehr als Rand-?

Einſt wie dir wird deinen Kleinen
Auch die Sommerſonne ſcheinen,
Gieb der Quelle ſie als Zoll.
Und erſtirb; die matten Glieder
Seh ich, welken dir danieder:
Schöne Nymphe, lebe wohl.

Das Ich.

Ein Fragment.

Willſt du zur Ruhe kommen, flieh, o Freund,
Die ärgſte Feindin, die Perſönlichkeit.
Sie täuſchet dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geiſt und Herz, und quält mit Sorgen dich,
Vergiftet dir das Blut, und raubet dir
Den freien Athem, daß du, in dir ſelbſt
Verdorrend, dumpf erſtickſt von eigner Luft.

Sag' an: was iſt in dir Perſönlichkeit?
Als in der Mutter Schoos von Zweien du
Das Leben nahmſt, und, unbewußt dir ſelbſt
An fremdem Herzen, eine Pflanze, hingſt,
Zum Thier gedieheſt, und ein Menſchenkind
(So ſaget man) die Welt erblickteſt; du
Erblickteſt ſie noch nicht; ſie ſahe dich,
Von deiner Mutter lange noch ein Theil,
Der ihren Athem, ihre Küſſe trank,
Und an dem Lebensquell, an ihrer Bruſt
Empfindung lernete. Sie trennte dich
Allmälig von der Mutter, eignete
In tauſend der Geſtalten dir ſich zu,
In tauſend der Gefühle dich ihr zu,
Den immer Neuen, immer Wechſelnden.

Wie wuchs das Kind? Es ſtrebte Fuß und Hand,
Und Ohr und Auge ſpähend immer neu
Zu formen ſich. Und ſo gedieheſt du
Zum Knaben, Jünglinge, zum Mann und Greis.
Im Jünglinge, was war vom Kinde noch?
Was war im Knaben ſchon vom Greis und Mann?
Mit jedem Alter tauſchteſt du dich um;
Kein Theil des Körpers war Derſelbe mehr.
Du täuſchteſt dich mit dir; dein Spiegel ſelbſt
Enthüllte dir ein andres, neues Bild.

Verlangteſt du, ein Jüngling, nach der Bruſt
Der Mutter? Als die Liebe dich ergriff,
Sahſt du die Braut wie deine Schweſter an?
Und als der Traum der Ehre fort dich riß,
Verlangteſt in die Windeln du zurück?
Schmeckt dir die Zuckerbirne, wie ſie dir,
Dem Kinde, ſchmeckte? Und die innre Welt
Der Regungen, der lichten Phantaſei,
Des Anblicks aller Dinge, iſt ſie noch
Dieſelbe dir, wie ſie dem Knaben war?

Ermanne dich. Das Leben iſt ein Strom
Von wechſelnden Geſtalten. Welle treibt
Die Welle, die ſie hebet und begräbt.
Derſelbe Strom, und keinen Augenblick
An keinem Ort, in keinem Tropfen mehr
Derſelbe, von der Quelle bis zum Meer.

Und ſolch ein Trugbild ſoll dir Grundgebäu
Von deiner Pflicht und Hoffnung, deinem Glück
Und Unglück ſein? Auf einen Schatten willſt
Du ſtützen dich? und einer Wahngeſtalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?

Ermanne dich. Nein, du gehörſt nicht dir;
Dem großen, guten All gehöreſt du.
Du haſt von ihm empfangen und empfängſt;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich ſelbſt, dich ſelbſt: denn ſieh du liegſt, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieſer Mutter Bruſt,
Und hangſt an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab,
Und noch umgiebt, dich nähret und erquickt,
Was wäreſt du? Kein Ich. Ein jeder Tropf'
In deinem Lebensſaft; in deinem Blut
Ein jedes Kügelchen; in deinem Geiſt
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That;
(Ein Triebwerk, das du übend ſelbſt nicht kennſt,)
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angeſichtes iſt ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch.
So immer wechſelnd, ſtets verändert ſchleicht
[illegible]gner fremden Gutes durch die Welt.
[illegible] Kleider und Gewohnheit ab,
[illegible]t Sprache, Sitten, Meinungen,

Wie ſie der Zeiten raſtlos gehnder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.

Was iſt von deinen zehen tauſenden
Gedanken dein? Das Reich der Genien,
Ein großer untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe floß er auch in dich
Und bildete dein Eigenſtes. Was iſt
Von deinen zehen-zehen tauſenden
Empfindungen das Deine? Lieb und Noth,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruß und Langeweile haben dir
Es angeformt und angegoſſen, daß
In deinem Leim du neu es formen ſollſt
Fürs große, gute, ja fürs beſſre All. —
Dahin ſtrebt jegliche Begier; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur,
Verlangen, Wunſch und Sehnen, Thätigkeit,
Und Neugier, und Bewunderung, und Braut-
Und Mutterliebe. Daß vom innern Keim
Die Knoſpe ſich zur Blum' entfalt' und einſt
Die Blum' in tauſend Früchten wiederblüh'.
Den großen Wandelgang des ew'gen Alls
Befördert Luft und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erſtirbt, damit das Ganze ſei. — —

Was iſt's, das du mit deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterläſſeſt? Deinen Namen?

Und ſolch ein Trugbild ſoll dir Grundgebäu
Von deiner Pflicht und Hoffnung, deinem Glück
Und Unglück ſein? Auf einen Schatten willſt
Du ſtützen dich? und einer Wahngeſtalt
Gedanken, Wirkung, Zweck des Lebens weihn?

Ermanne dich. Nein, du gehörſt nicht dir;
Dem großen, guten All gehöreſt du.
Du haſt von ihm empfangen und empfängſt;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich ſelbſt, dich ſelbſt: denn ſieh du liegſt, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieſer Mutter Bruſt,
Und hangſt an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab,
Und noch umgiebt, dich nähret und erquickt,
Was wäreſt du? Kein Ich. Ein jeder Tropf'
In deinem Lebensſaft; in deinem Blut
Ein jedes Kügelchen; in deinem Geiſt
Und Herzen jeder regende Gedank',
Und Fertigkeit, Gewöhnung, Schluß und That;
(Ein Triebwerk, das du übend ſelbſt nicht kennſt,)
Jedwedes Wort der Lippe, jeder Zug
Des Angeſichts iſt ein fremdes Gut,
Dir angeeignet, doch nur zum Gebrauch.
So, immer wechſelnd, ſtets verändert ſchleicht
Der Eigner fremden Gutes durch die Welt.
Er leget Kleider und Gewohnheit ab,
Verändert Sprache, Sitten, Meinungen,

Wie ſie der Zeiten raſtlos gehnder Schritt
Ihm aufdringt, wie die große Mutter ihm
In ihrem Schooße bildet Herz und Haupt.

Was iſt von deinen zehen tauſenden
Gedanken dein? Das Reich der Genien,
Ein großer untheilbarer Ocean,
Als Strom und Tropfe floß er auch in dich
Und bildete dein Eigenſtes. Was iſt
Von deinen zehen-zehen tauſenden
Empfindungen das Deine? Lieb und Noth,
Nachahmung und Gewohnheit, Zeit und Raum,
Verdruß und Langeweile haben dir
Es angeformt und angegoſſen, daß
In deinem Leim du neu es formen ſollſt
Fürs große, gute, ja fürs beſſre All. —
Dahin ſtrebt jegliche Begier; dahin
Jedweder Trieb der lebenden Natur,
Verlangen, Wunſch und Sehnen, Thätigkeit,
Und Neugier, und Bewunderung, und Braut-
Und Mutterliebe. Daß vom innern Keim
Die Knospe ſich zur Blum' entfalt' und einſt
Die Blum' in tauſend Früchten wiederblüh'.
Den großen Wandelgang des ew'gen Alls
Befördert Luſt und Sonne, Nacht und Tag.
Das Ich erſtirbt, damit das Ganze ſei. — —

Was iſt's, das du mit deinem armen Ich
Der Nachwelt hinterläſſeſt? Deinen Namen?

Und hieß er Raphael; an Raphaels
Gemälden ſelbſt vergeß' ich gern den Mann,
Und ruf' entzückt: ein Engel hat's gemalt.

Dein Ich? Wie lange kann und wird es dann
Die Nachwelt nennen? Und am Namen liegts?
So nennet ſie mit dir auch Mävius,
Und Bavus, Stax, und Nero-Heroſtrat.

Nur wenn uneingedenk des engen Ichs
Dein Geiſt in allen Seelen lebt, dein Herz
In tauſend Herzen ſchläget; dann biſt du
Ein Ewiger, Allwirkender, ein Gott,
Und auch, wie Gott, unſichtbar-namenlos.

Perſönlichkeit, die man den Werken eindrückt,
Die kleinliche, vertilgt im beſten Werk
Den allgemeinen ew'gen Genius,
Das große Leben der Unſterblichkeit.

So laſſet dann im Wirken und Gemüth
Das Ich uns mildern, daß das beſſre Du,
Und Er und Wir und Ihr und Sie es ſanft
Auslöſchen, und uns von der böſen Unart
Des harten Ich unmerklich-ſanft befrein.

In allen Pflichten ſei uns erſte Pflicht
Vergeſſenheit ſein ſelber! So geräth
Uns unſer Werk, und ſüß iſt jede That,
Die uns dem trägen Stolz entnimmt, uns frei
Und groß und ewig und allwirkend macht.
Verſchlungen in ein weites Labyrinth
Der Strebenden, ſei unſer Geiſt ein Ton
Im Chorgeſang der Schöpfung, unſer Herz
Ein lebend Rad im Werke der Natur.

Wenn einſt mein Genius die Fackel ſenkt,
So bitt' ich ihn vielleicht um Manches, nur
Nicht um mein Ich. Was ſchenkt er mir damit?
Das Kind? den Jüngling? oder gar den Greis?
Verblühet ſind ſie, und ich trinke froh
Die Schale Lethens. Mein Elyſium
Soll kein vergangner Traum von Mißgeſchick
Und kleinem, krüpplichten Verdienſt entweihn.
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur.
Ich hab' ihr wahrlich etwas Kleineres
Zu geben nicht, als was ſie ſelbſt mir gab,
Und ich von ihr erwarb, mein armes Ich.

Selbſt.

Ein Fragment.

Vergiß dein Ich; Dich ſelbſt verliere nie.
Nichts Größres konnt' aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben, als Dich ſelbſt.

Was an der Mutter Bruſt, was an der Bruſt
Der großen Mutter, der belebenden
Natur, von Elementen in dich floß,
Luft, Aether, Speiſ' und Trank, und Regung, Bild,
Gedank' und Phantaſei, biſt du nicht Selbſt.
Du ſelbſt biſt, was aus Allem du dir ſchufſt
Und bildeteſt und wardſt und jetzo biſt,
Dir biſt, dein Schöpfer ſelbſt und dein Geſchöpf.

Nicht was du ſieheſt; (auch das Thier bemerkt.)
Nicht was du höreſt; (auch das Thier vernimmt.)
Nicht was du lerneſt, (auch der Rabe lernt.)
Was du verſteheſt und begreifſt; die Macht,
Die in dir wirkt; die innre Seherin,

Die aus der Vorwelt ſich die Nachwelt ſchafft;
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur
Zum ſchönen Teppich in und außer Dir;
Das biſt du ſelbſt; die Gottheit iſt's, wie Du.

„Die Gottheit?" Ja! denn denke, denke dir
Der Weſen Chaos ohne Sinn und Geiſt,
Ohn' einen Allerfüllenden, der Sich
Und Allem Regel iſt; gedenke dir
Den großen Unſinn der Sinnreicheſten
Natur, und ſtürz' unſinnig dich hinab
In's öde Chaos, das ſich ſelbſt nicht kennt:
Denn wäreſt du, wenn's irgend iſt, ein Selbſt?

Zurück in Dich? In deinem innerſten
Bewußtſein lebt ein ſprechender Beweis
Vom höchſten Allbewußtſein. — Sei ein Thier,
Verliere Dich; und wunderſt dich, o Thor,
Daß du die Gottheit mit dir ſelbſt verlorſt?

„Der Weſen Harmonie!" — Ein leeres Wort,
Ohn' einen Hörer. Höre du ſie tief
In deinem Herzen, und es nennt dein Herz
In tiefſter Stille mit dem vollen Chor
Der Welten Ihn, das höchſte Selbſt, den Sinn
Und Geiſt, das Weſen aller Weſen, Gott.

Wohlauf! In deinem Innern baue dann
Der Gottheit einen Tempel, wo sie gern
Mittheilend wohnt. In ihm erschallet laut
Und leise jener Wahrheit Stimme, die
Der Wesen Selbst ist. Auf! Erkenne sie,
Sei Priester dieser Wahrheit, diene dir
Am heiligsten Altar, und ehre dich,
Und pfleg' in Dir dein göttlich Selbst, Vernunft.

Die häßliche Gestalt, die schaudernd du
Im Spiegel deines Lebens an dir siehst,
Die Furie, die dich zu Neid und Haß
Und Eitelkeit anregte, sie, die dich
Von Deinen Liebsten trennete, und schloß
Mit Eisen dir das freundlichste Gemüth;
Sie war nicht Du; die ärgste Feindin dir,
Dich selbst dir raubend. Hemmte sie dir nicht
Dein Fröhlichstes, das Wirken? stellte dir,
Dem Stolzen, größern Stolz entgegen, der
Dich überwältigend erbitterte,
Daß deine schönsten Früchte du mit Gift
Anhauchtest statt des süßen Wohlgeruchs;
Entzweiete dich mit dir selbst und schuf
Zur Truggestalt dich dir, die außenher
Du suchetest und liebtest, und nur sie
Begehrend, Dich, Dich in dir selbst verlorst.

Betrogener Narcissus, bist denn Du,
Was du im Quell anlächelst? Sehnsuchtsvoll

In allen Spiegeln ſuchſt? dem Echo ſelbſt
Abzwingeſt? Iſt dein Schatte mehr als du?

Und wunderſt du dich, der vom ärgſten Gift,
Dem eignen ausgehauchten Athem lebt,
Wenn er von andrer Munde wiederkehrt, —
Du wunderſt dich, daß du zum Schatten wirſt,
Zum trocknen Quell, zum Grabe deiner ſelbſt,
Zur Puppe; ſpielteſt du mit dir nicht ſtets?

Wer ſich verlor, was hätt' er ohne Sich?
Was in dem Herzen andrer von Uns lebt,
Iſt unſer wahreſtes und tiefſtes Selbſt.

Was mit der weiten Welt uns einet, was
Uns innren Frieden ſchafft im Sturm der Zeit,
Uns Frevel überſehn, vergeſſen lehrt,
Und mild' erkläret, wie dann und woher
Der Thor ein Thor ſei? iſt ein großes Selbſt.

Was ungereizt von außen unſer Herz
Aufregt und hoch erhebt; es ſpannet uns
Die Flügel weit und hält ſie, daß im Sturm
Sie über Lüften wie im Neſte ruhn,
Und friſcher aufwärts ſchlagen, was in Ruh

Geſchäftig macht und innrer Kräfte voll
Des äußern Danks ſich wundert, wenn am Ziel,
Am Ziel der Laufbahn nur ſein Auge weilt,
Wer iſt's? ein überſchwenglich großes Selbſt.

Wer Tauſende in ſeinem Buſen trägt,
Sich ihrer Noth erbarmend; Finſterniß
Zu Lichte ſchafft, und träget in ſich ſelbſt
Die große Regel aller Seligkeit:
„Was du nicht willſt, das dir geſchehe, thu'
Auch andern nicht; was Du willt, thu' zuerſt.“
Und hat Gefühl und Kraft, ein Menſchengott,
Nur Göttliches zu wollen und zu thun;
Wer iſt es? ein allmächtig-gutes Selbſt.

Talent iſt nicht der Mann. Die Spinne webt;
Die Wespe wie die Biene baut; (der Trieb
Zur Kunſt iſt bei Inſekten.) Wähne nicht,
Daß was die Sång'rin ſinget, ſie empfand;
Daß was der Spieler ſpielet, er auch ſei.

Ein Feiger ſchleicht, ein Schatte, durch die Welt;
Der Thor vergeudet ſich; der Weichling zieht
Und ſchmeichelt ſich hindurch; der Schwache bebt
Und ſtirbt im Tode. Sich unſterblich fühlt
Wer? als ein ewiges, unſterblich Selbſt.

Ambroſia, Frucht der Unſterblichkeit,
Ihr amaranthnen Lauben, ewig blühend
Der Freundſchaft und dem dauernden Verdienſt,
Euch fand ein unbezwingliches Gemüth,
Das nicht zum Moder ſprach: „Du biſt mein Vater!“
Zu Würmern, zur Verweſung nicht: „ihr ſeid
Mir Brüder, Schweſtern, Mutter!“ — Ruhig ſah's
Den Abgrund vor den Himmel über ſich,
Und ſprach: „was an mir ſtirbt, bin ich nicht ſelbſt!
Was in mir lebet, mein Lebendigſtes,
Mein Ew'ges kennet keinen Untergang.“

Geſang an den Cyrus.

Von einem gefangenen Iſraeliten.

Im Januar 1762.

Quaerit patria Caesarem.

Horat.

Du biſt! Geſalbter, den uns Gott verſprach!
Es glänzt Dein neues Reich
Den Himmel auf. Die Völker feiren nach
Und knien. Der Mond erhebt es bleich.

Jehovah, der zu Meeren ſpricht: verſeigt!
Es wachſe Land hervor,
Und aus ihm Gold! ſprach zu den ... weicht!
Er ſprachs! es wuchs ein Baum empor!

Aus der Mandane dunklem Schoos kam Er,
Und Aſien iſt kaum
Zum weiten Schatten g'nug, vom ſchwarzen Meer,
Bis zu des rothen Purpurſaum.

Der Herr rief Dich, und nahm Dich bei der Hand,
Man ſah Dich — alles wich,
Die Hügel flohn: es bückte ſich das Land,
Denn Er ging vor Dir königlich!

Und Riegel, Thore, Schloß zerbrach der Herr,
Da gab er Dir zum Lohn
Der Tiefe Schätze — wer iſt mächtiger
Und ſchöner, als Jehovens Thron!

Er ſchaffet Frieden, ſpricht des Lichts Aufgang,
Er iſt, Er iſt der Herr!
Er ſchaffet Uebel, ſpricht der Niedergang,
Und Cyrus ſpricht: Er iſt der Herr!

Die Ceder bebe — durch des Tempels Schutt
Rauſch' heil'ge Sympathie.
Er ſpricht zur Stadt und Tempel: ſeid gebaut! — es thut
Es Cyrus, und — da ſtehen ſie!

Der gürtet Königen das Blutſchwert ab,
Und regnet Ruh und Glück
Auf ſeine Heerden. Fremde giebt ſein Stab
Dem erſten Hirten gern zurück.

O hüpfe Volk! wie ſich die Taube freut,
Wenn ſich ihr Retter naht.
So lechzt das Kind zur Mutter hin — ſie beut
Ihm ihre Bruſt, um die es bat,

Und weint, und ſieht herab. Es trinkt und blickt
Ihr lächelnd Dank herauf.
O König! ſchau vom Throne. Juda ſchickt
Dir mindſtens eine Thräne auf.

Wozu es wird.

Ein Himmelstropfe sank in's Meer:
Schnell schwamm die Perlenmutter her,
Und trank ihn auf. Das Tröpfchen Thau
Ward eine Perle — silbergrau.

Ein ganzer Himmelsregen schwamm
Auf eines faulen Baumes Stamm,
Der gierig ein ihn schlang —
Was ward daraus? — Aus ihm entsprang
Ein gelber gift'ger Schwamm.

* * *

Der Himmelstropfe ist das Evangelium;
Der Himmelsregen ist das weite Christenthum;
Es ist mit seiner stillen Pracht,
Wozu es wird, wozu man's macht.

Am Meer bei Neapel.

1789.

Ermüdet von des Sommers ſchwerem Brande
Setzt' ich danieder mich an's kühle Meer.
Die Wellen wallten küſſend hin zum Strande
Des grauen Ufers, das rings um mich her
In ſeinem friſchen, blumichten Gewande
Auffing der Schmetterlinge gaukelnd Heer.
Der Liebe luft'ger Schleier, rings umflogen
Von Zephiretten ſpielte mit den Wogen.

Und über mir, hoch über mir in Lüften
Des blauen Aethers ſäuſelte der Baum,
Der rein und lauter von der Erde Düften,
Ein himmliſches Gewächs, den grünen Saum
Umſchreibet mit der Sonne gold'nen Schriften
Und giebt dem Fluge der Begeiſtrung Raum;
Die ſchlanke, ſchöne Königin der Bäume,
Die Pinie hob mich in gold'ne Träume.

Ich hörte; aus des Meeres leisen Wogen
Erhob sich einer Stimme süßer Ton:
„Ich kenne dich; du hast mich nie betrogen,
Du liebst die Wahrheit, und verdienst zum Lohn,
Daß dir die Hülle werd' emporgezogen,
Die alle Wesen bis zum lichten Thron
Der schaffenden Natur in Schatten hüllet;
Vernimm mich, und dein Wunsch wird dir gestillet."

„Was rings um dich dir deine Blicke zeigen,
Was alldurchwallend die Natur bewegt;
Was droben dort in jenem heil'gen Schweigen
Des Aethers, drunten sich im Würmchen regt;
Und in der Welle spielt, und in den Zweigen
Der Fichte rauscht, und dir im Herzen schlägt.
Und dir im Auge, jetzt von Thränen trübe,
Jetzt freudetrunken himmlisch glänzt, ist — Liebe."

„Die Liebe nur ist Schöpferin der Wesen,
Ihr Herz und Geist, ist ihre Lehrerin
Und Lehre. Willt du rings im Buche lesen,
Das um dich liegt, lies diesen Inhalt drinn;
Und will dein Geist, und will dein Herz genesen,
So folge rein der hohen Führerin.
Wer außer ihr, der Mutter alles Lebens,
Natur und Wahrheit suchet, sucht vergebens."

„Sie iſt Natur; ſie wählt und knüpft Geſtalten,
Sie bildet Weſen und beſeeligt ſie,
Sie läßt, den Keim zur Blume zu entfalten,
Die Blume liebend blüh'n in ſüßer Müh.
Die zarten Bande, die das Weltall halten,
Die ewig rege, junge Sympathie,
Die Harmonie, nach der die Weſen brennen,
Wie willt du anders es, als Liebe nennen?"

„Schau, wie die Welle freundlich hier am Rande
Des Ufers ſcherzet, und es zart begrüßt;
Sie gleitet weg von dem geliebten Strande,
Zerfließend, wie der Lippe Kuß zerfließt;
Und kehrt zurück zu dem geliebten Lande
Wie wiederkehrend ſich das Herz ergießt;
So drängen ſich mit immer-neuem Schwellen
In aller Schöpfung Meer der Liebe Wellen."

„Und ſieh, wie dort der ganze Himmel trunken
Sich ſpiegelt in des Meeres Angeſicht;
In Amphitritens Silberſchoos verſunken,
Wallt dort und zittert noch der Sonne Licht;
Und droben blühen ſchon der Liebe Funken,
Die Sterne; ſieh! auch Luna ſäumet nicht;
Sie ſchleicht heran mit zarten Silberfüßen,
Um ihren Liebling, ihren Freund zu grüßen."

„Da ſieht ſie ſich beſcheiden in dem Spiegel
Der Wellen an, und weilt, und ſchämet ſich.
Und ſehnend hebt die Welle ſich zum Hügel,
Sie liebt, ſie will umfaſſen, Luna, dich:
Denn auf ihr glimmt der Liebe ſtrahlend Siegel,
Ihr zarter Blick durchdringend dich und mich,
Der Göttin Anblick, die mit ſüßen Schmerzen
Dein Herz durchdringt und aller Weſen Herzen.“

„Den Göttern ſelbſt bei ihren Göttermahlen
Iſt Lieb' allein der Freuden Ueberfluß;
Da labet Zevs ſich in den ſüßen Strahlen
Des ſchönen Jünglings mit dem ew'gen Kuß:
Er blickt ihn an, er blickt zu tauſendmalen
Und fühlt der Gottheit Weſen und Genuß,
Fühlt Götterfeu'r in ſeinen Adern fließen
Und neues Leben ſich durch's Weltall gießen.“

„Der Götter Bild und Liebling in der Kette
Der Erdeweſen, Er, der ſchönſte Ring,
Der Menſch — o daß er noch das Kleinod hätte,
Das Zevs ihm liebend um den Buſen hing!
Er fühlte mit den Göttern um die Wette
Den Kuß, mit dem ihm die Natur umfing;
Und Liebe, Sie, die Führerin der Weſen,
Würd' auch von ihm zur Führerin erleſen.“

„Ach! aber Er, zu ſtolz für dieſe Freuden
Der Unſchuld auf beblümter ſchöner Flur,
Verſchmähete ſein Glück und ſuchte Leiden
Der Unvernunft auf falſcher Weisheitsſpur.
So taumelt er, getrennet jetzt von beiden,
Der Lieb' und ihrer Tochter, der Natur.
Mitleidig ließ die Göttin im Getümmel
Der Sorgen ihn, und flog hinauf zum Himmel.

Der Altar der Barmherzigkeit.

Die Sage will uns irre führen,
Daß einſt Prometheus von den Thieren
Dem Menſchen dies und das erſtahl.
Er ſchuf nach ſchönen Götterbildern,
Der Vorſicht Kunſt darin zu ſchildern,
Im Menſchen ſich ein Ideal.

„Im Haupte ſoll die Pallas thronen,
Hier, ſprach er, ſoll die Weisheit wohnen
Und zeig' im Blicke den Verſtand.
Die Stirn ſei Tempel der Gedanken,
Hier werd' erfunden, — was in Schranken
Der Menſchenſtirn ein Menſch erfand."

„Aurora ſoll auf ſeinen Wangen,
Auf ſeinen Lippen Svada hangen;
Der Zephyr fächle friſchen Duft
Mit unbemerkbar-leichtem Flügel
Zu dieſem ſchöngewölbten Hügel;
Hier athme, Menſch, der Gottheit Luft.“

„Ich will, daß dieſe Geiſteshöhe
Gebietend auf dem Thurmbau ſtehe,
Der über Thiere ſich erhebt.
In dieſer Bruſt ſoll Stärke thronen,
Auf dieſem Buſen Liebe wohnen,
Empfindend, was im Menſchen lebt.“

„Sein Arm ſoll Geiſteskräfte regen,
Die ſchlanken Hände ſollen wägen
Und wirken mit Behändigkeit.
Sein Schenkel ſteh; und ſeinen Rücken
Soll keines Atlas Laſt erdrücken,
Dem Fuße geb' ich Schnelligkeit.“

„Und inwärts dieſem Heiligthume
Stell' ich mir ſelbſt zum ew'gen Ruhme
Der Fühlbarkeiten Wunder dar.
Hier ſoll mit tauſend Leidenſchaften
Erbarmen, Zorn und Sehnſucht haften,
Hier ſei des Mitgefühls Altar.“

Er ſchuf das Herz. „Aus mächt'ger Quelle
Mit nie-verſiegter reger Welle
Ström' hier des Lebens Ueberfluß.
In engen ſchlaugewundnen Schranken
Ström' er dem Haupte zu Gedanken
Und allen Gliedern Wohlgenuß."

Ich ehr', o Vorſicht, Dein Geſchäfte,
Und deinen Willen, deine Kräfte
Stell' ich mir hocherhaben dar.
Jedoch verzeih' dem ſchwachen Armen,
In dieſem Tempel iſt Erbarmen,
Ein Herz voll Liebe mein Altar.

Der Eistanz.

1774.

Wir ſchweben, wir wallen auf hallendem Meer,
Auf Silberkryſtallen dahin und daher:
Der Stahl iſt uns Fittig, der Himmel das Dach,
Die Lüfte ſind heilig und ſchweben uns nach.
So gleiten wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf eherner Tiefe das Leben dahin.

Wer wölbte dich oben, du goldenes Haus?
Und legte den Boden mit Demant uns aus?
Und gab uns den flüchtigen Funken im Stahl?
Zu tanzen, zu ſchweben im himmliſchen Saal.
So ſchweben wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Im himmliſchen Saale das Leben dahin.

Da ſtand ſie, die Sonne, in Düfte gehüllt!
Da rauchen die Berge, da ſchwebet ihr Bild!
Da ging ſie danieder und ſiehe, der Mond,
Wie ſilbern er über und unter uns wohnt.
So wallen wir, Brüder, mit fröhlichem Sinn
Durch Mond und durch Sonne das Leben dahin.

Seht auf nun, da brennen im himmliſchen Meer
Die Funken; und brennen im Froſt um uns her.
Der oben den Himmel mit Sonnen beſteckt,
Hat's unten mit Blumen des Froſtes gedeckt.
Wir gleiten, o Brüder, mit fröhlichem Sinn
Auf Sternengefilden das Leben dahin.

Er macht' uns geräumig den luftigen Saal
Und gab uns in Röthen die Füße von Stahl,
Und gab uns im Froſte das wärmende Herz,
Zu ſtehn auf den Fluthen, zu ſchweben im Scherz.
Wir ſtreben, o Brüder, mit ehernem Sinn
Auf Fluthen und Abgrund das Leben dahin.

* * *

Da kommt ſie, die Göttin und ſchwebet ein Schwan,
In lieblichen Wellen hinab und hinan.
Geſtalt, wie der Juno, mit roſigem Knie:
Die Lüfte, ſie fühlen, ſie tragen ſie.

Im Schimmer des Mondes, im ſchweigenden Tanz
Wie fließet ihr Schleier, wie ſchwebet ihr Kranz!
Die liebenden Sterne, ſie ſanken hinab
Zum Schleier, zum Kranz, der ſie liebend umgab.

Sie ſchwebte vorüber, da klang ſie den Stahl,
Da klangen und ſangen im himmliſchen Saal
Die Sterne; da hat ſich erröthend ihr Bild
Wohin dort? in ſilberne Düfte gehüllt.

Gott.

Wie nenn' ich Dich, Du Unnennbarer? Du,
Der Weſen Quell und Ende Seiner ſelbſt;
Ein ewiger, endloſer Quell, Begriff
Von Allem, was da lebt, genießt und iſt:
Anfang und Ende jeder Kreatur:
Ein ewig Sein, hoch über allem Sein:
Ein raſtlos Weben in der tiefſten Ruh:
Gedankenquell, aus dem, was Bild und Form,
Vorſtellung, Wunſch und Streben iſt, entſprang,
Und ſtets entſpringet und nach ihm verlangt,
Nie ihn erreichend, nie ihn faſſend. Du,
Zuſammenklang der Sphären, Du, ihr Anklang
Und Ausklang, Kraft der Kräfte, tiefſtes Sein
Jedweden Seins: Der iſt und war und ſein wird.

Wie faſſ' ich Dich, den keine Räume faſſen,
Du nirgend und doch über-überall
Und allenthalben ganz, in jeder Kraft
Der volle Gott, wie ihn das Pünktchen Raum
Zu faſſen nur vermag. Vor aller Zeit
Und in und außer aller Zeit biſt Du!
Denn das, was Welt und Zeit und Ordnung heißt,
Iſt nur ein Schattenzug, ein Bild von Dir,
Für unſern Geiſt, nicht für den Ewigen.
Sein ewig Wort gebar und trägt ſich ſelbſt,
Entwickelt Alles, ſtets vollendet; ſtärkt
Und hebet Alles ohne Seiner Kraft
Veränderung. Der Weſen Abgrund, Fülle
Des Daſeins: Kurz Er iſt's, er iſt es gar.

Verſenke Dich in ihm, Gedanke: ſteig'
Hin in den Abgrund aller Seligkeit
Und Macht und Liebe: Du, der auch von ihm
Biſt ein lebend'ger Schatte, biſt von ihm
Ein Abſtrahl, ewig, wie das ew'ge Licht.
Geneuß Dich ganz in ihm, auf ihm, dem Baum
Des Lebens ein lebend'ger Zweig; im Meer
Der Allvollkommenheit ein Tropfe Du:
Ein Mitklang in der Weſen Harmonie.

Was iſt's? was reichet an dies göttliche
Gefühl in mir der Ewigkeit, durch Gott!

Kein Engel, keine Macht der Schöpfung, nicht
Zufall, noch Schickſal, weder Gegenwart,
Noch Zukunft ſcheidet mich von Ihm, von Ihm!
Könnt' er ſich ſelbſt zerſtören? kann ein Glied
Des ew'gen Seins, der ew'gen Liebe ſich
In Nichts verkehren? Tauch herab, Geſchöpf,
Tauch tauſendmal herab in's dunkle Reich
Des Unſichtbaren; vor ihm iſt es Tag,
Er ſelbſt durchſtrahlet es: er hebet dich,
Er hebet ſich in Dir, dem ſinkenden,
In Reichen ew'ger Ordnung neu empor.

O Wandelgang der Schöpfung! Labyrinth,
Das dunkel uns, ſich ganz von Lichte webt
Und nur zu-göttlich hell, uns dunkel wird.
So ſcheint, was ſich am ſchnelleſten bewegt,
Für uns zu ruhn: ſo ſchweiget unſerm Ohr
Der lauteſte Sternenklang: was ſich gebiert
Und raſtlos fortgebiert, das ſchlummert uns;
Und aller Weſen Abgrund wird uns Nichts.

Verborgner Gott, Du mir ſo fern und nah,
Andringend mir, in meinem Innerſten
Durchfaſſend mich, und will dich die Vernunft,
Die Mücke, faſſen, o ſo findet ſie
In Dir ihr Flammengrab: Die Eule ſinnt,
Was Sonn' iſt, zu ergründen und iſt blind.

Je ferner von mir ich Dich ſuche, je
Zerſtückter ich Dich ſehn und faſſen will;
Je mehr iſt, was ich ſpreche, Läſterung.

Im Sein nur wohneſt Du, und überall
Ein unzertheilter Geiſt, Ein göttlicher
Umfaſſender Gedank', Ein Gottesherz,
In dem wir ſchlummerten und ſchlummern, das
Uns neu gebiert und immer fortgebiert,
Uns läutert und uns immer höher treibt
Und mehr mich kennet, tauſendfach mich mehr
Erfaßt und liebet, als mein eigen Herz.

So ſchlage fröhlich denn mein Herz, du ſchlägſt
Im Quell der Lieb' und dieſer ſchlägt in dir;
Auf! athme frei mein Geiſt; Du athmeſt nicht
Im Erdendunſt, Du athmeſt Aether: — Gott!
Und ſchiffe froh mein Schiff des Lebens; Sturm
Und Welle mag Dir nichts; Dein Hafen iſt,
Dein Anker, ſelbſt Dein Schiffbruch iſt in Gott.

Mein Herz eröffnet ſich, es ſchließt ſich auf,
Es wallt in mir, die Quelle meiner Ruh.
Mein Vater und mein Gott, durch den ich bin,
Was ich nur bin und lebe; Du der mich
Durchdachte, da ich noch nicht war, der mich
Durchfühlt, als er verſagt' und gab.

Der in der Weſen Chor mich ſtellte, mich
Den leiſen Ton, zum großen, großen All,
Die Harmonie auf ſeiner Harfe; Du
Mein Vater, mein Erforſcher, tiefſter Freund,
Der, eh ich rufe, hört, der meiner Noth
Abhilft, eh ich ſie ſeh und edel ſchweigt.
O Schutzgott meiner Tage, der Du mir
So oft im Durſte Labſal, der Du mir Quell
Wie Echo in der Wüſte warſt; ein Freund,
Der einſam mich erquickte, deſſen Spur
Ich vor und bei mir ſah, und hörte ſtets
In Wohl und Weh, in Freud' und Traurigkeit
Den Zuſpruch ſeines Herzens an mein Herz.
O Freund, wenn ich an Dir verzweifelte,
Wenn ich Dich läugnete, ſo läugne mich!

Wohlan mein Herz! — Auch in der Fehler, in
Der Miſſethat Vergeltung fandeſt du
Niemals den Neidiſchen, Rachgierigen;
Du fandeſt ſtets den linden, milden Gott,
Der ſanft verzeihend ſtraft, nur Ahndung winkt
Und tödtend ſchafft und hart verbindend heilt.
Der Flecken abwäſcht mit der Liebe Hand,
Und wenn er dir den Fehl nur hat gezeigt,
Ihn andern decket zu. Auf! faſſ' ein' Herz,
Mein Herz, und ſiehe ſcharf den Spiegel an,
Der, was nicht Bild des Ew'gen iſt, dir zeigt,
Der, was dich brennen wird, dir nie verhehlt.

Erfaß den Guten, der in dir die Kraft
Zu wachſen, der dir Läutrungsfeuer iſt,
Dich auszubrennen, dir zu leuchten Licht,
Dich zu erquicken Troſt, zu hoffen Muth
Und deinem Herzen wachſend ſüße Ruh.
Eins iſt der Ewige! Im Einen wohnt
Wahrheit und Leben, Göttlichkeit und Ruh.
Getheilt iſt unvollkommen; Er iſt's ganz.

Das Schickſal der Menſchheit.

Unvollendetes Fragment eines Lehrgedichtes.

O Muſe ſinge mir den hohen Rath
Des Menſchengottes mit der Menſchenſchaar,
Wie er durch Nebel und durch Dämmerung,
Durch Finſterniß und Irren ſie geführt
Und führen wird zum Lichte. Singe mir,
Wie er die Strahlen dieſes Lichts zerſtreut
Durch Völker, Zonen und Jahrtauſende,
Und alle kennt und alle ſammeln wird
Zu einer Sonne der Glückſeligkeit.

Allgütiger, begeiſtre, lehre mich,
Du mußt mich lehren! Denn wer bin ich Staub,
Daß ich auf Lichtesflügeln ſtreb' empor
Und deinen Rathſchluß höre? Wer bin ich,
Daß ich hinein in jenes Dunkel ſeh',

Wo die Vergangenheit die Zukunft wird,
Und im erſtorbnen Keim der Gegenwart
Der Baum der Nachwelt blühet. Wer bin ich,
Zu ſchaun, wie bittrer Tod das Leben iſt
Und tiefe Tiefe ſich zur Höhe ſchwingt
Und ſich in Höh'n und Tiefen überall
Dein Vaterantlitz offenbaret?

Hell
Wird meine Leier, denn ein Gottesſtrahl
Berührt ſie, wecket ihre Saiten auf
Zu ſeinem Nachhall und mein Auge glänzt,
Mein Herz ſchlägt fröhlicher; denn, Brüder, hört's,
Euch Menſchen ſing' ich eures Schickſals Gott.

In dichten Finſterniſſen lag ich tief
Verhüllt und irrte mich an Gottes Pfad
Mit ſeinen Menſchen. Sind ſie oder nicht
Geſchöpfe ſeiner Hand zum Licht' erſehn,
Zur Tugend, zur Glückſeligkeit? Sie ſind
Dahingeſchleudert in des Erdballs Nacht,
In Wüſteneien, Abgründ' unter Eis
Und kalte Felſen, in den dürren Sand
Und wo die heiße Sonn' ihr Hirn verbrennt
Und ihnen Saft und Muth aus allen Röhren
Hinwegkocht; ſind verſchlagen auf der See
Bergſpitzen, in der Wälder Labyrinth,
Zu Leviathans Zähnen, Tiger-Klau'n,
Des Löwen Rachen; ach, und ſchrecklicher,

Furchtbarer noch, in Menſchentigers Klaue,
In Menſchenlöwen Rachen, untern Fuß
Des Wüterichs, des Kriegers, in das Netz
Des Menſchenfängers, der nicht Leiber nur,
Der Seelen tauſenfältig-künſtlich fängt
Und ſie zu ſeinem Leckermale würgt,
Und Gott verhöhnet. Meiner Brüder Schaar,
Sie gehn, wie Fiſch im Meer und wie Gewürm,
Das keinen Herren hat, des Adlers Raub,
Des Geiers Speiſe. Und blickt irgendwo
Ein Retter, ein wohlthätig Licht empor,
Ein Stern in dunkler Nacht; ſo wapnet ſich
Ringsum die dunkle, ſcheußlich kalte Nacht
Ihn wegzutilgen mit des Regens Guß,
Mit Donnerwolken rings ihn zu verbaun,
Daß auch ſein holder Strahl dem Wandrer nur
Ein Blitzſtrahl werde. Sog nicht Tyrannei
Aus jeder Rettung neue Kräfte? ſchlang
Und ſchmiedete ſie immer feſter nicht
Das kaum zerſchlagne Band? und thronte nun
Auf Menſchenſchädeln nicht allein, ſie thront
Auf Menſchenſeelen: Trägheit ihre Burg,
Verzweiflung ihre Veſte! Waget's noch
Ein Menſch zu ſehn, was Gott und Teufel ſei?
Und was er ſah, es laut zu ſagen? Dem
Die Stimme zu verſtopfen in den Schlund,
Der Gott den Teufel nennt, den Teufel Gott
Und auf den Nacken ſeiner Brüder tritt
Und Ruh' und Unſchuld höhnet? Waget's noch
Ein Menſch den andern Wahrheit zu vertraun,

Arznei dem Kranken, dem die Arzenei
Ja bitteres Gift nur würde? Heucheln ſie
Sich nicht mit ſüßen Aeffereien todt?
Und freuen ſich des Todes. Findet ſich
Aus Irrthum irgendwo ein Fünkchen Wahrheit;
Schnell muß das Fünkchen Wahrheit wiederum
Zum Irrthum werden. So dreht wunderbar
Der Völker, Zeiten, der Geſchlechter Rad,
Sich auf und ab, erhebet oder ſtürzt,
Zerquetſchet aber immer. Sind wir weiter
Gekommen in der Zeiten Wirbellauf?
Sind wir zurück? Was iſt geſchehn, das
Nicht jetzt geſcheh'? und was geſchiehet, das
Nicht immerdar geſchehen werde? Sieh,
(Sprach ich zu mir, und nagete mein Herz,)
Den Aufgeklärten hier, der Tugend höhnt
Und Gott verachtet, andere verführt
Und ſich ermordet; ſieh den Wilden dort
An Seelands Ufer, der den Schlamm des Meers
In faulen Fiſchen frißt und kaum die Sonn'
Erblickt und einen Gott kaum nennet! — ha!
Den Gott, der ihn auch zur Unſterblichkeit,
Zu ſeinem Bild erſchaffen!

Da verſank
Mein Geiſt in öden Schlummer. Vor mir ſtand
Ein ſchöner Engel. Licht war ſein Geſicht,
Und Sonnenſtrahlen ſeine Flügel. Glanz,
Wie holde Regenbogenſchöne floß

Sein Kleid hinunter. Er berührte mich
Mit einem Sternenſtabe, wie er dort
Am Firmament in hellen Nächten brennt.
Der Stab erweckte mich, verwandelte
Mir mein Gebein: der Staub fiel ab von mir,
Die Hülle ſank: mein Herz ward ruhig: auf
Gen Himmel zog mich ſeine Gegenwart
Ihm nach, ihm nach. „Ich bin der Genius
Des menſchlichen Geſchlechts! ſprach er zu mir:
Sieh um dich, wo iſt deine Erde?“ Ich
Sah rings umher und ſah nur Sternenglanz
Und ſchwebete im hohen Sternenchor
Und hörte ihren Klang. Ich hörete
Der ſieben Stern' um unſre Sonne Klang,
Und ſah auch meine Erd', ein kleiner Ball
Mit ihrem Mond, ein leiſer Uebergang
Zum Mittelpunkt, der Sonne, hohen Einklang.
Mein Herz ward Sphärenharmonie. Ich wagte
Den Genius nicht anzuſchauen. Er ſprach:
„Sieh, Murrender, worüber murreſt du
Im Winkel deiner Höhle drunten? Nennſt
Du das Vernunft, wenn du den kleinen Theil,
Ein Nicht's für's Ganze nimmſt? Das Jetzt
Der Erdengegenwart, der ſchnellſten
Vergänglichkeit für's Unvergängliche,
Für's Ewige. Sieh um dich: deine Welt
Iſt ſie nicht Ton nur in der Melodie
Der Sonnen-Sterne! welch ein kleiner Ton!
Und du auf dieſer Saite, welch ein Nichts,
Ein kleiner Nachhall des verhallenden

Verſtummens! Sieh umher, die ſieben Sterne
Sind Ruheſtätten für den Wandrer nur,
Der in ſein Vaterland, die Sonn' hinaufeilt! —
In alle ſieben Sterne ſind die Klänge
Der Fähigkeiten zur Vollkommenheit
Nach Maas und Zahl des weiſen Schöpfers, des
Urkünſtlers, ſchön vertheilet. Deine Welt
Iſt nur ein Mittelklang, doch näher ſchon
Dem hohen Einklang als den gröberen
Und ſtreitenden Vortönen. Die Vernunft
Des Menſchenvolks mit ihrer Freiheit iſt
Das erſte Auferwachen zur Natur
Der Seligen in wahrer Wirkſamkeit
Und Geiſtesſchöne. Rüſte dich hinauf
Und ſieh nicht hinter dich, was nach dir bleibt.
Was nach dir bleibt eilt auch in Gottes Reich
Langſamer und auf niedern Sproſſen nur
Hinaufwärts. Laß dafür, der ſie gemacht,
Den Vater ſorgen. Du entſchüttele
Den ſchweren Staub und werde Himmels Licht
Und werde Ruh. Die niedern Genien
Der Erd' und ihrer Reiche ſollen dir,
Was dieſem hohen Himmelsglanze viel
Zu niedrig wär', erklären. Steig' hinab,
Und immer ſchwebe dir der Hochgeſang
Der ſieben Stern', ihr unauflöslich Band,
Das Eilen, das Verſchlingen ihres Laufs
Zum Mittelpunkt von ihrer Kraft und Art
Und Zweck im Ohr: ſo wirſt du ſelig ſein
Und ruhig. Gottes Gang iſt in der Nacht

Im Heer der Sterne; und ein Sternengang
Voll ew'ger Harmonien."

Da verſchwand
Vor mir mein Genius, ich ſank hinab
Und ſah mich wiederum in meiner Hülle;
Ich ſchaut' den ſchönen Sternenhimmel an,
Wie anders jetzt! wie ruhig! — Sprach zu mir:
Kannſt du das Band Orions, kannſt das Band
Der ſieben Stern' auflöſen? Sprach zum Monde:
Wer biſt du, Tröſter meiner Einſamkeit
Mit deinem matten ſanften Strahle? mein
Gefährt' hienieden in der Wanderſchaft,
Der Erde Wallfahrt; und im Tode mir
Vielleicht ein Ruheort, der erſte Schritt
Des langſam zur Vollkommenheit hinauf
Steigenden Geiſtes! Paradies vielleicht
Mit ſüßen Träumen von der Unterwelt
Verlebten Zeiten; Paradies vielleicht
Mit ſüßern Träumen von der Oberwelt
Schon nahen Seligkeiten. Sanfter Mond,
Und du unzählbar hohes Himmelsheer
Seid Auferweckung, Licht, Erquickung mir,
Wenn ich auf dieſem trägen Erdenſtaub'
Und ſeiner Unruh, ſeinen Schatten wieder
Verſinke — —

Ew'ger, ew'ger Nachhall ward
In mir der Sternenklang. Wenn oft mein Geiſt

In Newtons Wunderſchöpfung ging umher
Und ſann und maß und zählte, ſprach zu mir
Der Himmelsgenius: hat Gott den Ball
Der Erden ſo gewogen, wog er nicht
Das Schickſal auch der Erdbewohner! Band
Er jede Kugel mit noch feineren,
Als Strahlenbanden an die große Sonn',
Und hätte nicht die Scenen aller auch
Daran gebunden? dann ward Newtons Bau
Mir ein Gebäude der Unſterblichkeit
Mit Erden, Welten, Sonnen aufgeführt
In aller Himmel Wüſten. Und mein Geiſt
Stieg fröhlich dann von Welt zu Welten fort
Und ſang den Schöpfer ſtets in neuem Ton
Des Lobes, bis er Welten überſprang
Und in dem Meer der Allvollkommenheit
Gebadet, ſelbſt der Erden Führer ward! —

Wohin verſchlägſt du mein Geſang im Strom
Der Hoffnungen und alles Sphärenklangs
Und aller Himmelsfluthen? Komm hinab
Von jenem Milch- und Strahlenufer, komm
Hinab zu deiner Erde! Konnte Gott
Sie anders bilden, als ihr Stand und Ort,
Ihr Leim und ihres Lobgeſanges Ton
Im hohen Sphärenliede foderte?
Und nach der Erde wardſt du, armer Menſch,
Von Staube, Staub, zu dieſer dicken Luft,
Zu dieſer Sonnenferne, dieſem Drehn
Und Wanken deiner Erd' auch du erſehn,

Gemacht ſo bildſam, daß dein feiner Staub
In Nord und Süd und Oſt und Weſten, dort
In Eisgebirgen, hier im Gluthſtrom lebt,
Im Meer hier, dort in dürrer Wüſtenei,
Und überall der Erden Herrſcher wird
In ſeines Ortes Seele. Welch ein Thier,
Welch anderes Geſchöpf bekam wie du
Die Bildſamkeit, zur Bildſamkeit Verſtand,
Vom Baum des Schnee's und der Sonnengluth
Die vielgefärbte, mannichfalte Frucht
Glückſeligkeit zu brechen, und das Gut
Der Fremde, als ob's nirgend wirklich ſei,
Sanft zu vergeſſen. Preiſe mein Geſang
Den Geber auch für das, was er verſagt,
Für jeden ſüßen Wahn der Erdenluſt,
Der täuſchenden Alleinglückſeligkeit:
Denn muß nicht jedes Herz und jeder Blick
In Säften ſeiner Hülle froh ſein? Muß
Nicht Schwachheit unſre liebe Dämmrung ſein,
Die hier den Lappen, dort den Indier,
Den Tartar dort, den Feuerländer dort
Allein-glückſelig macht, daß Niemand tauſcht,
Den Andern Jeder, Keiner ſich beklagt,
Und ſtirbt auf ſeiner armen Scholle reich
Und weiſ' und glücklich. Preiſ' ihn mein Geſang,
Daß er des Menſchen kurzes Lebensziel
Nach ſeinem Staube, ſeiner Erde Drehn,
Nach ihrer Leid- und Freuden möglichſtem
Genuß beſtimmete. So kurz der Weg
Dem Wanderer zu ſeiner Vaterſtadt

Je werden konnte, kürzt' er ihn. Er gab
Der größeſten, zahlloſen Menſchenſchaar
Den Kindern ſchnellen, flücht'gen Durchgang nur
Durch's Erdenleben. Manches ſiehet kaum
Mit Einem Blick die Sonne, manches lernt
Im ſüßen Vater-Mutter-Namen nur
Den Namen Gottes lallen und entweicht:
Es war ein Menſch und wird ein höhrer Menſch
Ein Seliger, ein Engel. Dieſer Baum,
Der frühreif ſchon ſo ſchöne Blüthen trug,
Er wirft die Blüthen ab, und welkt hinweg;
Sie ſollten, durften, konnten alle nicht
In dieſer ſchweren Luft zu Früchten werden.
Des Mannes Feuer brennt ihm auf ſein Herz,
In ſeinen Adern quillt der Flammenſtrom,
Der früher ihn gen Himmel tragen ſoll:
Er hatte viel in wenigem gelebt,
Und viel genoſſen, viel ertragen. Soll
Er noch die Hefen ſeines Bechers kau'n,
Die jenes Erdethier ſo gerne trinkt
Und noch nach mehrern dürſtet? Alle Welt
Iſt des Geſanges meines Gottes voll,
Des Zweckes ſeiner Schöpfung. Der Barbar
Und Weiſe, Griech' und Neuſeeländer ſtimmt
Obwohl verſchiednen Tons, verſchiedner Höh'
In Einen Lobgeſang: wir waren Menſch! —
Gemacht, die Schöpfung zu begrüßen, Gott
Zu nennen, Weisheit, Erdenſeligkeit
In Tropfen oder Strömen, doch als Menſch
Zu koſten und mit ganzem, halbem Durſt

Zur Quelle ſelbſt zu wandern. Schöpfe Muth,
Unglücklicher der Erde, Durchgang iſt
Dein Leben durch die Welt; dein Himmelsbild
Iſt Gottgeſtalt, die bleibet dir. Du biſt
Mehr als der Adler, als der Elephant,
Auch du der Wild' und Heide, Gottes Menſch,
Biſt Vaters Ebenbild, das zu ihm eilt.

Zweiter Geſang.

Geſtärkt vom Himmelstroſt des Genius
Ging ich auf Erden ruhig ſtill einher,
Mein Vaterland war in den Sternen. Einſt
Befiel mich mitten im Gedankenmeer
Von Gottes Schickſal mit der Menſchenwelt
Ein himmliſcher ambroſiſch-ſüßer Schlaf.
Ich war im Paradieſe. Vor mir ſtand
Der Vater und die Mutter alles Heer's
Der Menſchenſöhne! — hohe Traumgeſtalten!
Der Vater, Gottes Sohn und Abbild: Er,
Das Urbild aller Manneswürdigkeit.
Sie, Tochter Gottes, Paradieſes Braut
Und Jungfrau, Weib des erſten frohen Mann's
Das Urbild aller Weibesſchöne! — Faſt
Anbetend ſah ich ſie und fühlte mich
So klein, ſo tief hinabgeſunken, fühlte
So tief hinabgeſunken, mein Geſchlecht
Von jener Würd' und Schöne, von der Kraft
Und Weisheit der beherrſchenden Geſtalt,

Die Gottes Ebenbild hinieden war,
Und ihrer Güt' und Unschuld. Wie der Bach
Von seiner reinen Silberquelle fleußt
Und trübt sich hie und da mit Schlamm und Koth,
Und schwillt von Gifte, färbet sich mit Blut
Und Eiter, ist mit Leichnamen bedeckt
Und stirbt zuletzt im Sande; so erschien
Dein Fortfluß mir, du armes Menschenvolk.
Von schwächeren zu schwächeren Geschlechtern.
Wo ist dein Gottentsprung'ner Himmelsquell,
Und kannst du armer, trüber, blut'ger Bach
Zurück zur Quelle fließen? Kannst du je
Die erste, reine Himmelsquelle werden?
Und bleiben? — Bitt're Thränen flossen mir
Da, wo ich stand, in meinen trüben Bach
Des Menschenleben's. Jene Traumgestalten
Des Gottes und der Göttin meines Stamm's
Verschwanden und das Paradies verschwand.
Ich sah im letzten Blick, des Lebens Baum
Verdorren, sah des Baum's der Weisheit Frucht
Wie Sodom's Apfel sich mit Galle schwärzen,
Und auf ihm Drachen zischen, Donner brüllen
Und schwarze Wolken ruh'n. Ich bebete
Und sah den Vater Adam wieder, weinen
Um seinen liebsten, ach erschlagnen Sohn,
Von Brudershand erschlagen, sah weinen
Die unglückseel'ge Mutter um den Sohn,
Der ihres Herzens erstgeborner Trost
Und Freude war und nun in Wüsten irrt
Von Gottes Rache tief verwundet. Ich

Sah ſtatt des Paradieſes rings die Welt
Bedecket mit Dorn und Unkraut, und gedüngt
Mit ſaurem Menſchenſchweiß und Menſchenblut.
Ich ſah Tyrannen, Rieſen, Himmelſtürmer,
Verführer Derer, die, wie Gottes Töchter,
In Unſchuld glänzten; ſah der Menſchen Weg
Vor Gott verderbt, und hörte ſeine Reu',
Des Schöpfers Reue, daß er Menſchen ſchuf;
Und ſah die ſchweren Waſſer des Gerichts
Einbrechen, ſah, was lebet, mit dem Tode
In ſchwarzen Fluthen ringen, hörete
Ihr letztes Angſtgewimmer, ſah das Schiff
Der Angſt in der Errettung; ach, es rettet
Nur wenige! und wozu rettet's ſie?
Sie bauen neue Thürme, finden neue,
Noch ärg're Laſter und verwandeln Gott
In Götzen — — —

Die Nacht.

1801.

Kommſt Du wieder, heil'ge, ſtille Mutter
Der Geſtirn' und himmliſcher Gedanken,
Kommſt Du zu uns wieder? Dich erwartet
Lechzend ſchon die Erd' und ihre Blumen
Beugen matt ihr Haupt, aus Deinem Kelche
Nur zwei Tropfen Himmelsthau zu koſten:
Und mit ihnen neiget ſich ermattet
Meine Bilder-überfüllte Seele,
Harrend, daß Dein ſanfter Schwamm ſie löſche,
Und mit Bildern andrer Welten tränke,
Und mein lechzend Herz mit Ruhe labe.

Sternenreiche, goldgekrönte Göttin,
Du, auf deren ſchwarzen weitem Mantel
Tauſend Welten funkeln, die Du alle
Sanft gebareſt und ihr raſtlos Weſen,
Ihren Feuerſchwung, ihr reges Kreiſen
Mit dem Arm der ew'gen Ruhe feſthältſt —

Welch ein Lobgeſang ertönt in allen
Welten Dir, Du aller Sternenchöre
Leiſe Führerin! — Ein hohes Loblied,
Dem der Sturm verſtummet, dem die Sprache,
Dem des Herzens Laut, dem alle Töne
Sanft entſchlummern in ein heilig Schweigen.

Heilig Schweigen, das die Welt jetzt füllet,
Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endeloſer Schöpfung feiernd hinrollt! —
Und Du herrlicher Geſang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels ſanfte Sprache! —

Weite Nacht umfaſſet meine Seele!
Meere der Unendlichkeit umfangen
Meinen Geiſt, die Himmel aller Himmel!
Nächtlich ſtill, ein Meer voll lichter Scenen,
Wie das Weltmeer, voll von Feuerfunken.

Hohe Nacht, ich knie vor Deinem Altar!
Alle Funken des allweiten Aethers
Sind das Stirnband Deiner heiligen Schläfe,
Voll von Gottesſchrift. Wer kann ſie leſen,
Dieſe Flammenſchrift des Unerſchaffnen
Auf der Stirn der Nacht? Sie ſpricht: Jehovah
Iſt nur Einer und ſein Nam' unendlich
Und ſein Kind die Nacht. Ihr hoher Name

Heißt Geheimniß: ihren heil'gen Schleier
Deckte Niemand auf. Sie hat geboren
Welten, Räume, Zeiten. Ihren Kindern
Stehn ewig vor Geſetz und Ordnung,
Lieb' und ſtrenges Schickſal, alle leitend,
Alle leitend zum lebend'gen Vater.

Laß den Schleier ſinken, heil'ge Mutter,
Schlage zu Dein Buch voll Gottesſchriften;
Denn ich kann nicht weiter, kann nicht höher
Klimmen in Gedanken. Neige lieber
Her das Füllhorn Deiner Ruh und träufle,
Träufle ſanft mir zu, o Du des Schlafes
Und der Träume Mutter, träufle ſanft mir
Zu Vergeſſenheit von meinen Sorgen.

Fühl' ich nicht, wie ihre Schlummerbinde
Mich umhüllet, wie mit Mutterhänden
Sie mein fallend Augenlied mir zuſchließt?
Welche Geiſter, die ſchon vor mir gaukeln! —
Angeſichte, treffliche Geſtalten
Andrer Welt. Ein ſüßes Licht umſtrahlt mich,
Das mein wachend Auge nie geſehen.
Welch ein Mond! o welche ſchöne Sterne:
Schweb' ich? ſchwimm' ich? ſteig' ich? ſink' ich nieder
Vor dem Thron des Unerſchaffnen? Engel,
Genien ſind um mich, die Geſpielen

Meines Lebens und auch Du mein Bruder,
Du mein Schutzgeist, den ich nimmer kannte —
Reichst Du mir die Hand? bist hold und freundlich?
Ziehst mich mit in dieſe Lobgeſänge,
Ach! in die mein Geiſt verhallte.

Schlummre wohl indeß, Du träge Bürde
Meines Erdenganges. Ihren Mantel
Deckt auf Dich die Nacht und ihre Lampen
Brennen über Dir im heil'gen Zelte.
Gottes Wächter ſteigen auf und nieder
Von den Sternen und des Himmels Pforte
Steht Dir offen in verborgnen Träumen.
Aller Engel, aller Sel'gen Seelen
Göttliches Concert; Sie blicken alle,
Monde, Sonnen auf, zu welcher Sonne?
Welchem Mittelpunkt in allen Kreiſen! —
Welchem Allumfaſſer, Allerfüller —
Mir auf meinem Wandelſtern unſichtbar,
Nicht unſichtbar einſt dem Sonnenbürger! —

Sieh! und alle blicken ſo vertraulich
Auf mich nieder! — Seht ihr mich ihr Sterne,
Mich des Staubes Staub, der ich euch denke,
Meine Freund' euch nenne, die Geſpielen
Meiner ſüßeſten, erhabnen Wolluſt,
Meiner beſten Ruhe ſtille Zeugen.

Jünglinge des Himmels, ſüße Kinder
Der verklärten Nacht, Du hold Geſchwiſter
Meiner Andacht, meiner Ruh und Hoffnung:
Ach wie glänzet ihr ſo lange, lange
Schon in euren ſchönen Feierkleidern,
Eh' ich war und eh' die Erde da war,
Und wenn ich nicht mehr, wenn lange, lange
Sie nicht mehr iſt: wenn der dumpfe, ferne
Erdenton, das Seufzen ſeiner Pole
Euer Lichtconcert nicht mehr wird ſtören,
Nicht in eure Hymnen mehr wird jammern.

Werd' ich denn, Holdſel'ge, mit euch ziehen?
Blüht in euren amarantnen Lauben
Auch für mich ein Kranz der Lieb' und Unſchuld? —
Daß ich ſtimmend ein in euren reinen
Jubel, auch vertraulich niederwinke,
Einem Irrenden ein Strahl der Leitung,
Einem Trauenden ein Stern der Hoffnung.

Die Schöpfung.

Einſt war im weiten Schöpfungsraum
Noch alles öd' und wüſt' und leer!
Die Erd' ohn' Hügel Thier und Baum,
Ein großes, ſchwarzes, wildes Meer,
Und Gottes Hauch ſchwebt drüber her:
Da ſprach der Schöpfer aller Welt:
Sei Licht! — Da ſtand das Meer erhellt,
Das Licht war gülden klar und ſchön;
Gott ſah's und freut ſich, 's anzuſeh'n
Und nannt's und gab es ſeiner Welt!
Das war der erſte Tag!

D'rauf nahm Gott ſilberhelles Meer
Und hub's ſo weit und breit hinan!
Da floß es oben blau daher
Hoch über'm alten Ocean
Und zwiſchen ward hellweite Bahn,

Die nannt' der Schöpfer aller Welt
Den Himmel!
Und dies hohe Zelt
Stand blau und hell und klar und ſchön:
Gott ſah's, und freut ſich, 's anzuſeh'n,
Und nannt's und gab es ſeiner Welt.
Das war der and're Tag.

D'rauf nahm Gott unten Erdenmeer
Und ſenkt es in die Tief hinab!
Das Land ſtieg hoch darüber her:
Und unten fand das Meer ſein Grab,
Wo Gott ihm Thor und Riegel gab!
Da nannt' der Schöpfer aller Welt
Es Land! Sogleich war grünes Feld
Voll Kraut und Gras und Baum und Laub
Und d'rüber weh'nder Saamenſtaub:
Gott ſah voll Luſt in's blüh'nde Feld.
Das war der dritte Tag.

D'rauf ſchuf Gott hoch am Himmelszelt
Zwei große Lichter glänzend klar,
Zu leuchten über alle Welt,
Zu herrſchen über Zeit und Jahr;
Und um ſie große Sternenſchaar:
Da nannt' der Schöpfer mächtiglich
Die Sonn! und Mond!

Und Königlich
Kam ſie, die Sonn', in Tagespracht,
Der Mond, als Königin der Nacht;
Gott ſah ſie an und freute ſich.
Das war der vierte Tag.

D'rauf ſah Gott auf die Tiefen her!
Da regt ſich ſchwimmend große Schaar,
Der Fiſch und Wallfiſch in dem Meer,
Der Vogel in den Lüften klar:
Nach Ort und Art, wie jedes war:
Da ſprach der Schöpfer väterlich
Sie ſegnend.
Da freut Alles ſich:
Der Fiſch und Wallfiſch hüpft im Meer,
Der Vogel ſchwirrt in Lüften her;
Gott ſah ſie all' und freute ſich.
Das war der fünfte Tag.

D'rauf ſah' Gott hin in's grüne Feld,
Da regt' ſich ſtäubend große Schaar
Von Wurm und Thier und was die Welt
Zum kriechen oder geh'n gebar,
Nach Ort und Art, wie jedes war.
Da ſann der Schöpfer feierlich
Und ſprach: Sei Menſch!

Da regte ſich
Ein Götterbild, ging hoch einher
Und herrſcht' auf Erd' und Luft und Meer;
Gott ſah's und ſegnet's väterlich.
Das war der ſechste Tag.

Nachdem nun Alles war vollbracht,
Erd', Himmel und ihr großes Heer,
Und Alles gut und froh bedacht
In Luft und Kluft und Land und Meer,
Und Gottes Bild herrſcht d'rüber her.
Da ſprach der Schöpfer aller Welt
Sei Sabbath!
Und ſein Himmelszelt
Ward Ruh: die weite Schöpfung lag
Und ſchweig. Da heiligt' er den Tag
Und nennt' und ſegnet ihn der Welt.
Das war der ſiebente Tag.

Der gerettete Jüngling.

Eine ſchöne Menſchenſeele finden,
Iſt Gewinn; ein ſchönerer Gewinn iſt,
Sie erhalten, und der ſchönſt' und ſchwerſte,
Sie, die ſchon verloren war, zu retten.

Sanct Johannes, aus dem öden Pathmos
Wiederkehrend, war, was er geweſen,
Seiner Heerden Hirt. Er ordnet' ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.

In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling; fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die liebevollſte Feuerſeele.

„Dieſen Jüngling,“ ſprach er zu dem Biſchof,
„Nimm in deine Hut. Mit deiner Treue
Stehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Chriſto die Gemeine.“

Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
In ihm blühn, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien,
Ward er müßig, koſtete die Wolluſt,
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrſchaft Reiz; er ſammelt' um ſich
Seine Spielgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erſte Frag' an ihren Biſchof
War: „wo iſt mein Sohn?“ — „Er iſt geſtorben!“
„Wann und wie?“ — „Er iſt Gott abgeſtorben,
Iſt (mit Thränen ſag' ich es) ein Räuber.“

„Dieſes Jünglings Seele,“ ſprach Johannes,
„Fordr' ich einſt von dir. Jedoch wo iſt er?“

„Auf dem Berge dort!“

— „Ich muß ihn ſehen!“

Und Johannes, kaum dem Walde nahend,
Ward ergriffen (eben dieſes wollt' er).
„Führet,“ ſprach er, „mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er! Und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht! Ich habe dir vertrauet,
Dich mit meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz,
Stumm und ſtarr; dann ſtürzte ſtatt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn neugeſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.

Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt' und innig feſthielt?
Und es wiederfand, und unbezwingbar
Rettete? Ein Sanct Johannes-Glaube,
Zutrau'n, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Der Palmbaum.

Liebe kränzet ſich mit Myrth' und Roſen;
Für den Held und Dichter ſprießet Lorbeer;
Aber Palmen ſind des heil'gen Siegers
Ehrenzweig; und auch dem matten Wand'rer
In der Wüſte ſprießt von Gott ein Palmbaum.

Als Onuphrius, ein raſcher Jüngling,
Von den Vätern des Elias Leben
Ueber alles hoch lobpreiſen hörte,
Rüſtet' er ſich, eilend in die Wüſte.

Sieben Tage ging er; keine Stimme
Rief ihm zu: „was thuſt du hier Elia?“

Bis von Sonnengluth und Durſt und Hunger
Er ermattet ſank. „Nimm meine Seele,
Sprach er, Herr! Nur einen Trunk zur Labung.
Eine Dattel laß mich hier nur koſten.“

Und ein ſüßer Schlaf umfing den Jüngling,
Und ſein Engel ſtand bei ihm: „Verweg'ner,
Der Du Gott verſuchſt, biſt du Elias?
Doch zu deinem Lohn und deiner Lehre,
Hör'! — An deiner Seite rauſcht die Quelle,
Und ein Palmbaum über deinem Haupte.
Siebzig Jahre ſollſt du hier mit ihnen
Leben, und ſie werden mit dir ſterben.
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Sollſt du, keines Mannes Fußtritt hören,
Bis dir Einer kommt, der dich begrabe.“

Froh erſchrocken ſah der Auferwachte,
Was der Engel ihm im Schlafe ſagte;
Nannte jetzt den Palmbaum ſeinen Bruder,
Nannt' die Quelle ſeine Schweſter, labte
Sich an ihrem Trank, an ſeinen Früchten,
Kleidete ſich in des Baumes Blätter;
Aber keines Menſchen ſüße Stimme
Kam zu ihm die ſiebzig lange Jahre.

Endlich hört' er eines Mannes Fußtritt:
„Dieſer, ſprach er, iſt von Gott geſendet,

Daß er mich begrabe!“ nahm den Gaſt auf,
Und erzählt' ihm ſeines Baum's Geſchichte.
„Alſo haſt du deine Pflicht erfüllet?
Eil' hinweg! für dich iſt dieſer Ort nicht.
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen.“

Kaum geſprochen, ſank der Greis danieder
Todt; ein Sturmwind riß den Baum mit ſeinen
Wurzeln aus; die Quelle war verſieget.

Und ein Lobgeſang ſang in den Lüften:
„Komm', o Bruder, komm aus deiner Wüſte;
Was dir deine eig'ne Schuld verſagte,
Singet dir der Himmel jetzt entgegen,
Süße Freundſchaft unter Himmels-Palmen.“

Und Paphnutius begrub den Todten,
Deſſen Antlitz glänzete. Die Wüſte
Heulte rings um ihn und trieb ihn von ſich:
„Ach, ſprach er, ſo viel ſie Leid ſich bringen,
So viel geben ſie ſich Troſt und Stärke;
Menſchen ſind geſchaffen für die Menſchen.“

* * *

Dank, Onuphrius, nach tauſend Jahren
Dank dir, daß du eines Mannes Seele
Noch in ſeiner letzten Stund' erquickteſt,

Schüchtern, krank, mißtrauend allen Menſchen,
Ein gejagtes Reh, (den Pfeil des Jägers
Trug er in der Bruſt) ſo floh Torquato
Taſſo zu dir. Seine zarte Schläfe
War bedeckt mit Lorbeer; keinen Lorbeer
Sucht' er mehr; ihn labte deine Palme.

Die Cicada.

In dem Kleineſten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.

Nahe Sanct Franciscus kleiner Celle
Stand ein Feigenbaum, und auf dem Baume
Sang am Morgen, friſch geſtärkt vom Thaue,
Lieblich die Cicada. Sanct Franciscus
Hört ihr zu an ſeinem kleinen Fenſter,
Und verſtand ihr Lied. „Hieher, o Schweſter“
Rief er, „komm hieher!“ und winkt' ihr freundlich.
„In dem Kleineſten der Schöpfung zeiget
Sich des Schöpfers Macht und Huld am größten.“

Fröhlich ſprang ſie von dem Feigenbaume
Auf Franciscus Finger, neigte freundlich
Sich, den hocherhabnen Mann zu grüßen,
Der ihr rief; er grüßete ſie wieder:
„Sing', o Schweſter, wie du droben ſangeſt,
Von des Höchſten Lobe, du, die Kleinſte.“

Alſobald (ſie fühlete mit Freuden
Und mit Stolz das heilige Katheder,
Wo ſie ſtand, und ihren hohen Hörer)
Alſobald erhob in ſüßen Tönen
Sich ihr zirpender Geſang. Es nahten
Alle ihre Schweſtern, ihre Töchter,
Schnur und Schwieger; rings auf Bäum' und Sträuchen
Horchte ſchweigend jegliche Cicada.

Und ſie ſang, die zarten Flügel ſchwingend,
Ihre kleinen Beine froh bewegend:
„Wer, wer gab mir dieſe leichten Füße,
Zierte ſie mit ſchönen feſten Knoten,
Schnell hinabzuſpringen, leicht zu hüpfen
Rings von Baum zu Baum, von Zweig' auf Zweige?
Augen gab er mir, kryſtallne Sphären,
Die ſich wenden, vor- und rückwärts blicken,
Aufzuſpähen alle meine Feinde,
Den gefräß'gen Specht und Spatz und Raben.
Flügel gab er mir, ein Goldgewebe,
Grün und blau, in Farben *ſeines* Himmels
Und in Farben *meiner* Bäume ſpielend.
Fröhlich ſchwing' ich ſie, wie keine Lerche,
Keine Nachtigall die Flügel ſchwinget,
Koſte Gottes Thau, den jeden Morgen
Mir, nur mir ſein Finger niedertröpfelt,
Und erhebe meine Stimm' und ſinge
In des Wand'rers Ohr den Ton der Schöpfung,
Und erfriſche ſeinen Gang. Dem Landmann

Stimm' ich an das frohe Lied der Ernte:
Reich, o Bruder, ſtehen unſre Felder;
Schön, o Schweſter, dein und meine Auen.
Singet mit mir dankbar und zufrieden:
Groß iſt Gott im Kleineſten und Größten!"

Rauher pries ſie jetzt in wilden Tönen,
Wie auf Kräutern ſie und über Blumen
Manchen Blum- und Krautverwüſter aufſpäht,
Ihn mit ſcharfen Krallen faßt und feſthält,
Und ausſauget ihre Beute. —

„Schweige,"
Sprach Franciscens, „deine Stimme tönet
Rauh und heiſer. Lerne von mir, Schweſter,
Zeit iſt jetzt zu ſingen, jetzt zu ſchweigen.
Fleuch empor, und preiſe mir in Zukunft
Gottes Lob, nicht deine eig'nen Thaten."
„Groß iſt Gott, im Größeſten und Kleinſten!"
Jauchzten auf die horchenden Cicaden.

Die wiedergefundenen Söhne.

Was die Schickung ſchickt, ertrage;
Wer ausharret, wird gekrönt.
Reichlich weiß ſie zu vergelten,
Herrlich lohnt ſie ſtillen Sinn.
Tapfer iſt der Löwenſieger,
Tapfer iſt der Weltbezwinger,
Tapf'rer, wer ſich ſelbſt bezwang.

Placidus, ein edler Feldherr,
Reich an Tugend und Verdienſt,
Beiſtand war er jedem Armen,
Unterdrückten half er auf.
Wie er einſt den Feind bezwungen,
Wie er einſt das Reich gerettet,
Rettet' er, wer zu ihm floh.

Aber ihn verfolgt' das Schickſal,
Armuth und der Böſen Neid.
„Laß dem Neid uns und der Armuth
Still entgeh'n!“ ſprach Placidus,
„Auf! laß uns dem Fleiße dienen!
(Sprach ſein Weib), und gute Knaben,
Tapf're Knaben, folget uns.“

Alſo gingen ſie; im Walde
Traf ſie eine Räuberſchaar,
Trennen Vater, Mutter, Kinder —
Lange ſucht der Held ſie auf.
„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im hochbeherzten Buſen),
Dulde dich, du findeſt ſie.“

Und er kam vor eine Hütte;
„Kehre, Wand'rer, bei mir ein,
(Sprach der Landmann) du biſt traurig;
Auf! und faſſe neuen Muth.
Wen das Schickſal drückt, den liebt es,
Wem's entzieht, dem will's vergelten,
Wer die Zeit erharret, ſiegt.“

Und er ward des Mannes Gärtner,
Dient' ihm unerkannt und treu,
Pflegend tief in ſeinem Herzen
Eine bitt're Frucht, Geduld.

„Placidus, (rief eine Stimme
Ihm im tiefbedrängten Buſen),
Dulde dich, du findeſt ſie.“

So verſtrichen Jahr' auf Jahre,
Bis ein wilder Krieg entſprang,
„Wo iſt Placidus, mein Feldherr,
(Sprach der Kaiſer), ſuchet ihn.“
Und man ſucht' ihn nicht vergebens;
Denn die Prüfzeit war vorüber,
Und des Schickſals Stunde ſchlug.

Zween ſeiner alten Diener
Kamen vor der Hütte Thür,
Sah'n den Gärtner und erkannten
An der Narb' ihn im Geſicht,
An der Narbe, die dem Feldherrn,
Statt der Schätze, ſtatt der Lorbeern,
Einzig blieb als Ehrenmal.

Alſobald ward er gerufen;
Es erjauchzt das ganze Heer.
Vor ihm ging der Feinde Schrecken,
Ihm zur Seite Sieg und Ruhm.
Stillen Sinn's nahm er den Palmzweig,
Gab die Lorbeern ſeinen Treuen,
Seinen Tapferſten im Heer.

Als nach ausgefocht'nem Kriege
Jetzt der Siegestanz begann,
Drängt mit Zween ſeiner Helden
Eine Mutter ſich hervor.
„Vater, nimm hier deine Kinder!
Feldherr, ſieh hier deine Söhne,
Mich, dein Weib, Eugenia.“

„Wie die Löwin ihre Jungen
Jagt' ich ſie den Räubern ab.
Nachbarlich in dieſer Hütte,
Komm' und ſchau! — erzog ich ſie.
Glaubte dich uns längſt verloren;
Deine Söhne mir ſtatt deiner,
Deiner werth erzog ich ſie.“

„Als die Poſt erſcholl vom Kriege,
Rufend deinen Namen aus,
Aufgeweckt vom Todtentraume
Rüſtet' ich die Jünglinge.
„Zieht! verdienet euren Vater!
„Streitet unerkannt und werbet,
„Werbet eures Vaters werth.“

„Und ich ſeh', ſie tragen Kränze,
Ehrenkränze dir zum Ruhm.
Die du unerkannt den Söhnen,
Nicht als Söhnen, zuerkannt.

Vater, nimm itzt deine Kinder,
Feldherr, ſieh hier deine Söhne
Und deine Weib Eugenia.“ —

Was die Schickung ſchickt, ertrage.
Wer ausharret, wird gekrönt.
Placidus, der ſtillgeſinnte,
Lebet noch in Hymnen jetzt;
Chriſtlich wandt' er ſeinen Namen,
Seinen Namen nennt die Kirche
Preiſend Sankt Euſtachius.

Eloiſe.

Ihr Charakter.

Nänien an ihrem Grabe.

Jedem edleren Gemüth iſt es ein ſchmerzliches Gefühl, hochachtungswürdige Namen verunglimpft zu ſehen; Namen, zumal von Perſonen, die ſich nicht rechtfertigen können, von Todten. Unſer Inneres empört ſich hierbei gegen jede Unbilligkeit: denn das Gericht über Hingegangene will Wahrheit.

Noch mehr gilt dieſes bei weiblichen Charakteren. Der zartere Umriß, den ſie fordern, will durchaus eine linde und zugleich ſichere Hand, eine reine Sonderung der Fäden, aus denen das weibliche Herz

gewebt ist. Große Seelen dieses Geschlechts gemein dargestellt zu sehen, verwundet mehr, als die gewöhnliche Verunglimpfung oder falsche Lobpreisung der Männer in der Geschichte. Dieser Berühmten giebt es viel, jener so wenige; eben deshalb werden die Namen der Frauen im Guten und Bösen gar bald Sprüchwort. Eben deshalb aber giebt es kaum ein unedleres Beginnen der Männer, als mit dem guten Namen seltner Personen des andern Geschlechts, aus Unkunde oder der Mode wegen, Scherz zu treiben.

Dem Namen der Eloise ist's so gegangen, einem Namen, den man nur mit Hochachtung nennen sollte. So lange man sich mit der Oberfläche ihrer und Abälards Begebenheit begnügt, mag's zu entschuldigen sein, wenn man sie für das hält, was mehrere in solchem Fall sein würden. Wer aber ihre drei Briefe, diese tiefen Wahrheitszeugen ihres Herzens, gelesen und die Geschichte ihres Lebens im Zusammenhange geprüft hat, wenn der sie noch für eine solche hält, so ist er unwerth, daß ihm je das Bekenntniß eines reinen und hohen weiblichen Herzens werde.

Entweder muß Pope ihr eigentliches Leben nicht gekannt und ihre Briefe sehr oberflächlich gelesen haben, oder es galt ihm gleich viel, wie er in seinem berühmten Gedicht, das in aller galanten Britten Gedächtniß ist, ihren Charakter zeichnete. Seine Eloise to Abelard

iſt gerade das Gegenbild deſſen, was ſie war, und vielleicht das Widrigſte, was ein weibliches Geſchöpf ſein kann, eine lüſterne, eine heuchelnde Buhlerin im Nonnenkleide. Und mit ſo täuſchenden Zügen iſt dies Bild dargeſtellt, daß ein Landsmann, ja ein Religionsverwandter Pope's ſelbſt, Joſeph Berington, es für eine gefährliche Schrift, für ein verführeriſches Gedicht erklärte. Glücklicher Weiſe iſt's aber auch eben ſo falſch, als gefährlich, ja, man möchte ſagen, treulos. Das Bekenntniß einer edlen Seele, das ſie (um Eloiſens Ausdruck zu gebrauchen) in der Bitterkeit ihres Herzens demjenigen thut, den ſie mehr als Beichtvater achtete, allein zu dem Zweck thut, daß er ſie, alles ihres Ruhms ungeachtet, nicht für ſtärker und heiliger halten ſollte, als ſie ſei, mithin ſie nicht verlaſſen, ſondern ihr zu Hülfe kommen müſſe; ein ſolches, ihre Schuld offenbar übertreibendes, Bekenntniß zu einem Klingklang einer heuchelnden Buhlerin zu machen, wäre das nicht Veruntreuung einer mißverſtandenen, mißdeutenden Herzensſprache? Möge die Kunſt des Dichters ſo fein ſein, als ſie wolle, mit der er, wie Prior berühmt,

Vor Abälardens Mißgeſchick
Mit zarter Hand und mildem Blick
Ein ſeidenes Gewebe webt,
Dran jede Farbe blüht und lebt.

Artig hing er ein Mäntelchen
Vor seine zwei Zartliebenden,
Woran dem kleinsten Fädenchen
Die Venus ihren Segen giebt.
Dem Nönnchen auch, das weint und liebt,
Gab er, den Blick halb abzuhalten.
Kunstreich den Schleier mit viel Falten,
Daß Liebe, stolz und süß gequält,
Doch sehet, was er fromm verhehlt.
Cupido zieht ihn sacht' zurück
Und zeiget seines Günstlings Blick
Jedwede Zähre schuldbewußt,
Jedweden Reiz voll Scham und Lust
Der Eloisens Angesicht
So lieblich zierte —

Unwürdige Anwendung der Kunst zur entehrenden Lüge!

Wie Eloise Abälard geliebt habe, werden in folgendem Gedichte ihre Worte sagen. In ihrer Jugend (ein Mädchen von achtzehn Jahren), als sie seine Schülerin war, legte sie in ihn so hohe Begriffe, daß alles, was er ihr von Weisheit der Alten vortrug, die unglaublich auf sie wirkte, ihr aus seiner Seele zu entspringen schien, und er ihr also ein Muster der Vollkommenheit dünkte. Wunderbar tief faßte in der damaligen dunkeln Zeit die Denkart des Alterthums Wurzel in dieser seltnen weiblichen Seele; ihre Briefe zeigen, daß sie, auch in reiferen Jahren, da sie längst

Aebtiſſin war, ſelbſt wenn ſie chriſtliche Worte ſprach, als eine Römerin dachte. Unbefangen nannte ſie ihren Sohn (Aſtrolabus) einen von den Sternen Empfangenen, und hat ſich ſeiner ſo wenig geſchämt, daß ſie ihn, da ſie ſchon im ganzen Glanze ihres geiſtlichen Ruhms ſtand, dem ehrwürdigen Abt zu Clugni (Petrus Venerabilis) empfahl, der ihn dem Biſchofe zu Paris empfehlen ſollte. Die Schuld ihrer Verführung geſtand Abälard frei; ſie ſelbſt hat ſich über dieſen Punkt ihrem Verehrten in's Angeſicht, mit einer beſcheidenen und ſo ungewöhnlichen Offenheit erklärt, daß ſie in ihrer Schuld ſelbſt als eine Jungfrau daſteht. „Zweierlei, ſagt ſie, ich bekenne es, zwei Vorzüge waren dir eigen, womit du jedes weibliche Herz ſofort an dich ziehen konnteſt, Anmuth im Sprechen, Grazie im Geſange; Dinge, um welche ſich ſonſt die Philoſophen am wenigſten bekümmern. Spielend, zur Erholung von philoſophiſchen Uebungen, verfaſſeteſt du mehrere Liebesgeſänge, die der unendlichen Anmuth ihres Ausdrucks und ihrer Melodien wegen oft und häufig geſungen wurden, ſo daß dein Name in Aller Munde war und auch Ungelehrten durch deine ſüßen Geſangweiſen wohlbekannt ward. Dieß inſonderheit flößte unſerm Geſchlechte die ſehnende Liebe zu dir ein. Und da der größeſte Theil dieſer Gedichte unſre Liebe beſang, ſo ward ich durch ſie vielen Gegenden bekannt

und von vielen meines Geſchlechts beneidet. Denn welch ein Gut des Geiſtes oder des Körpers ſchmückte nicht deine Jugend?“

Hiezu kam Abälards Ruhm. Wie Paris für den Sitz der Wiſſenſchaften, galt er für den größten Philoſophen der Welt. „Keine Entlegenheit der Gegend (ſagt einer ſeiner Freunde), keine Höhe der Berge, keine Tiefe der Thäler, keine mit Lebensgefahr und Straßenraub bedornte Reiſe konnte Eure Schüler von Euch zurückhalten. Rom ſandte ſeine Kinder, von Euch Unterweiſung zu empfangen. Britanniens Jugend ſtrömte nach dieſen Küſten; die entferntern Eilande ſandten ihre rauhen Söhne. Germanien, Spanien, Flandern, die Völker aus Norden und Süden ſtrömten zu Euch; ſie bewunderten, prieſen, erhoben Euch; Euer Name war in Aller Munde.“ Wenn dieſer Allgeprieſene nun den Namen Eloiſens auch ſo berühmt machte, daß er in ſeinen ſüßen Liedern allenthalben auf Straßen, in Häuſern gehört wurde; welche Feſſeln der Reize für ein junges weibliches Herz! Und doch war, wie ſie aufrichtig bekennet, ihre Liebe von höherer Art; ſie war Gefälligkeit, Ergebung.

Daß Eloiſe, als Abälard ihr die Heirath antrug, ſeinen Ruhm, das Gute, das er in ſeiner Laufbahn der Welt leiſten könne und müſſe, daß ſie ſein Glück dem ihrigen vorzog, zeigt ihre erhabene Seele,

auch dadurch, daß ſie dieſe Entäußerung aller Anſprüche an ihn mit ganzer Einfalt des Sinnes, in ernſter Feſtigkeit that; eine Reſignation, die abermals nur im reinſten weiblichen Charakter lieget. Wie der gemeine Haufe in Prätenſionen ſchwimmt und nur in ihnen lebet, ſo weiß das edlere Weib ſich zu vergeſſen, und wird dadurch groß, daß es ungenannt bleibt und gleichſam verſchwunden wirket.

Als Abälard die Heirath wollte, willigte Eloiſe ein, ob ſie wohl wußte, daß ihres alten Oheims ergrimmtes Gemüth nicht damit verſöhnt ſei. Wie genau ſie das Glück der Ehen, wie hoch ſie ihr Glück zu ſchätzen gewußt habe, zeigt eine Stelle ihres Briefes, die den verflochtenen Knoten der Frage: giebt's eine glückliche Ehe? durch Ein Wort aufzulöſen ſcheinet. Sie führet Aſpaſia redend ein, die zu Xenophon und ſeinem Weibe, um beide auszuſöhnen, ſagt: „wenn ihr dahin gekommen ſeid, ſo werdet ihr auch immer das Beſte, das Angenehmſte an einander ſuchen und finden. Der Mann wird die beſte Frau, die Frau den beſten Mann haben!“

„Eine heilige (fährt Eloiſe fort) und mehr als philoſophiſche Sentenz, ein Ausſpruch der Weisheit! Heilig iſt auch ein Irrthum, ſelig ein Trug hierin bei Eheverbundnen. Vollkommene Liebe muß das Band des Eheſtandes unverſehrt halten, nicht ſowohl durch

körperliche Enthaltſamkeit als durch Keuſchheit der Seelen.“

„Was Andern Irrthum ſein mag, war mir offene Wahrheit. Was jene von ihren Ehegatten wähnen, wußte ich von dir, ja die Welt wußte es; ich durfte es nicht erſt glauben. Daß alſo meine Liebe zu dir um ſo wahrer war, je weiter ſie von aller Täuſchung entfernt ſtand. Denn welcher König, welcher Philoſoph hatte einen Ruf wie du? Wo war eine Gegend, eine Stadt, ein Dorf, das dich zu ſehen nicht brannte? Wer, ich bitte dich, eilte nicht hinzu, wenn du öffentlich auftratſt, oder, wenn du hinweggingſt, wer ſah nicht mit vorgebogenem Halſe, mit feſten Blicken dir nach? Frau und Jungfrau ſchmachtete nach dir, wenn du abweſend, brannte nach dir, wenn du zugegen wareſt. Welche Königin oder große Frau beneidete mich nicht, mich, deine Geliebte, deine Gattin?“

Eine Ehe in ſo glückſeligem Wahn würde kaum ein Dämon der Hölle geſtört haben, und ein Domherr that's, ein Greis, der gegen Eloiſe Vaters Stelle vertrat, ein Oheim. Wie Eheleute unter einander Eins werden, häuslich zu leben, darüber ſind ſie keinem Dritten Rechenſchaft ſchuldig; wenn alſo Eloiſe ihrem Gemahl ſeine Laufbahn, den Lehrſtuhl, überließ und für ſich in der Stille lebte, ſo war dieß ihrer Denkart ſowohl als Abälards Beſtimmung gemäß, rein

und edel. Und wenn jetzt der Rachsüchtige, der Unversöhnte seinen Groll darüber so ausließ, daß er durch einen nächtlichen Verrath in Abälards Hause die Gewaltthätigkeit ausüben ließ, die nicht nur seinen Körper verstümmelte, seine Ehre untergrub, seinen ruhmvollen Namen zum ewigen Spott machte, sondern auch die Ehre, die Ruhe, das Glück seiner Nichte, oder vielmehr Tochter, untergrub, und beide fortan vor aller Welt in eine unwiderrufliche Schande stürzte; so hatte Abälard recht, daß dem alten Verbrecher viel zu gelinde geschah, wenn ihm von dem bischöflichen Gerichte bloß seine Stelle genommen und seine Güter eingezogen wurden. Aber welche Strafe konnte eine solche Unthat entsühnen? Einen Teufel straft keine menschliche Strafe. —

Von Eloisen finden wir beim tiefen Gefühle dieser Unthat den Namen ihres Urhebers nirgend genannt; sie hat sich, dünkt mich, weder in dieser noch in jener Welt mit ihm — begegnet.

Daß der beschimpfte Abälard in höchster Verzweiflung die Tramontane des Lebens, seinen gesunden Verstand, verlor, da alle Plane seines Ruhmes und Glücks zerstückt waren, und er sich von der glänzendsten Höhe, auf die ihn Wahrheit und Eitelkeit erhoben, in's fürchterlichste Elend gestürzt sah, ist Natur der Sache. Wir sind unbarmherzig, wenn wir ihm fortan

Etwas zur Laſt legen. Außerordentliche Glücks- und Unglücksfälle verwirren der Menſchen Gemüth, und ein Schickſal dieſer Art, das ſich ihm in allem darſtellte, verwirrte es unwiederbringlich. Wenn er alſo ſeine Gattin vor ſich hin in's Kloſter trieb (ein Mißtrauen, das ihr Herz tief verwundete), und ſie Jahre lang darin vergaß, wenn er ſich ſelbſt zum Mönch machte, und als ſeine Schüler ihn vom Kloſter hinaus wieder auf den Lehrſtuhl riſſen, mit einem ſauren Gemüth alles um ſich her gegen ſich aufregte; wie anders? In der Seele, in der einſt Blumen geblüht hatten, wuchſen jetzt Diſteln, Neſſeln, ſtechende Dornen. Der Kranz ſeines Ruhms war beſchimpft; jeder Niederträchtige wagte ſich an ihn. Helle Meinungen, die er in glänzender Jugend als Lehrer der Nationen ſiegreich würde verfochten haben, und die ſeitdem Vernunft und Geſchichte lichthell beſtätigt hat, ſie wurden jetzt dem entmanneten Mönch als Verbrechen angerechnet. Er entfloh endlich und fand eine Wüſte des Troſtes.

Als er in den Wäldern von Champagne irrte, erinnerte er ſich eines angenehmen, ehedem von ihm bemerkten, Thales, durch welches ein kleiner Fluß rann, unweit Nogent an der Seine. Er fand es, blieb die erſte Nacht mit ſeinem Begleiter unter einem Baume; am Morgen gefiel ihm die einſamwilde Ge-

TAYLOR INST.

gend ſo ſehr, daß er ſich hier anzubauen wünſchte. Er flocht (nach dazu erhaltener Erlaubniß: denn der Graf von Champagne hatte ihn in Schutz genommen und der Biſchof von Troyes vergönnte es gern) von Aeſten der Bäume ein Gotteshaus (eine Kapelle) mit eignen Händen; man half ihm, ſich eine Hütte zu bauen, und Abälard lebte da, entronnen dem Neide und der Verfolgung, einige Zeit glücklich. Bald ſpäheten ihn ſeine Schüler aus; viele Hunderte wallfahrteten zu ihm; er hielt ihnen Vorleſungen unter den Bäumen. Auch ſie baueten ſich Hütten, und halfen ihm nachher mit Geld und Kräften ein feſteres Gotteshaus bauen, das er dem tröſtenden Geiſt weihete und Paraklet nannte. Konnte ein ſchicklicherer Name gefunden werden? Dazu war er rein dogmatiſch, bibliſch. Und doch ward er verketzert; Abälard mußte auch über dieſen Namen Ungemach ausſtehen. „Du allein, nächſt Gott (ſchreibt Eloiſe) biſt dieſes Ortes Stifter; du haſt dieß Bethaus erbauet, du dieſe Verſammlung gegründet. Alles iſt hier deine Schöpfung; auf keinen fremden Grund bauteſt du. Dem Wilde und den Räubern diente dieſe Einöde; kein Haus kannte ſie, keine menſchliche Wohnung. In dieſem Wildlager, in dieſen Räuberhöhlen, wo der Name Gottes nicht genannt ward, bauteſt du einen Tempel und weiheteſt ihn dem heiligen Geiſt. Nichts brachteſt du zu dieſem

Bau aus Gütern der Könige und Fürsten; was geschah, gehöret dir allein. Deine hieher strömenden Schüler gaben alles Nothwendige her; Geistliche, die selbst von Wohlthaten der Kirche lebten, Hände, die sonst nur zu nehmen, nicht zu geben wußten, waren verschwenderisch, zudringlich im Geben. Dein also, ganz dein ist diese neue Pflanzung." Die Vorsehung selbst, die von fernher vorbereitet, schien sich in den traurigen Roman dieser Liebenden zu mischen, um durch die Hände Abälards Eloisen in diesem Thale eine Zuflucht zu bereiten, an welche damals weder er noch sie dachte. Kaum wußten sie von einander.

Bald verließ Abälard die Einöde, von den Mönchen zu St. Gildas gelockt, die ihn zum Abt wählten. Bald mußte es sich auch fügen, daß der Abt Süger (damals der Allgewaltige in Frankreich) seine Ansprüche auf das Kloster Argenteuil geltend machte, in welchem Eloise als Priorin lebte. Er zog es zur Abtei St. Denis; sie mit den Schwestern mußte wandern. Jetzt kam Paraklet ihr zu Hülfe; das leerstehende Heiligthum ward ihre Zuflucht, und gewiß waren es die lichtesten Tage in der dunkeln Hälfte von Abälards Leben, da er sie einführen, da er ihr, seiner Gattin, alles übergeben konnte. Nun hatte er doch Etwas für sie thun können; sie wurde Aebtissin des neuen Klosters. Er besuchte es von St. Gildas zuweilen

und half es einrichten, bis ihn auch von da aus das Schicksal forttrieb. Die boshafte Widerspenstigkeit seiner Mönche ward ihm unerträglich; er floh zu einem Freunde in Bretagne und schrieb die Trauergeschichte seines Lebens: Historia calamitatum.

Paraklet indeß blühte unter Eloisen zu einem Thal der Sittsamkeit und Andacht, der Tugend und selbst weiblicher Gelehrsamkeit auf. Mehr als Eloisens berühmter Name wirkte ihr edles Betragen; der Graf von Champagne, als Landesherr, die benachbarten Besitzer, der nachbarliche König in Frankreich, selbst in Rom der heilige Vater gaben, schenkten jeder auf seine Weise, Land, Gerechtsame, Freiheiten, Geschenke. In kurzer Zeit brachte Eloise das Paraklet weiter, als Abälard es sein Lebenlang würde gebracht haben: denn Ihr war alles geneigt, gegen Ihn schien alles verschworen.

In dieser Zeit ihrer glücklichen, stillen Regentschaft kam Eloisen, die von ihm lange nichts gehört hatte, die Geschichte seines Jammerlebens (historia calamitatum) in die Hand, von welcher sie ein so großer Theil war; man denke mit welcher Wirkung auf ihre Seele! Nicht, daß manches von Abälard nicht so ganz genau oder zart dargestellt sein mochte, sondern die Farbe seines Gemüths selbst, da er allenthalben nur Feinde sah, allenthalben sein Leben in Ge-

fahr fühlte, dieß schlug ihre Seele nieder. Aufgerissen wurden in ihr alle alten Wunden; ihr einziger Gedanke aber war, ihres Gatten und Freundes Wunden zu lindern, ihn über sich selbst zu erheben. Sie schrieb ihren ersten Brief. Mit wie zarter Schonung, in wie künstlichen Uebergängen er abgefaßt sei, erhellet erst dann, wenn man ihn mit Abälards wilder Geschichte seiner Calamitäten vergleichet. Jede sanfte Erinnerung bietet sie auf, um zu seinem Herzen Eingang zu gewinnen, seinen Geist vom grübelnden Unmuth wegzulenken, und da sie ihm selbst keinen Aufenthalt im Paraklet geben konnte, seinen Geist dahin einzuladen. Vergessen sollte er Feinde und Mönche; für seine Pflanzstätte, für Gattin und Töchter sollte er leben. Wie Leukothea wirft sie, sie, dem Sturme der Welt Entkommene, ihrem Geliebten, gefährlich Schwimmenden, die Binde zu, daß er nicht ersinke.

Abälard, fühlend die ganze Uebermacht ihres großen Betragens, antwortet voll Ehrerbietung. Eloisens Namen, als seiner geliebtesten Schwester, setzt er dem seinigen voran, empfiehlt sich in ihr Gebet, stellet in Lobsprüchen das weibliche Geschlecht hoch empor, u. s.

Mit alle dem war Eloise nicht befriedigt. Näher dringt die große, wahrheitsliebende Frau an ihn, lehnt alle übertriebenen Lobsprüche ihrer und ihres Geschlechts ab, entschleiert ihr Herz wie vor Gott, zeigt, daß sie

allerdings ſeines Beiſtandes bedürfe, daß er ihr ſolchen nicht verſagen könne, ſie erniedrigt ſich ſelbſt und zwingt mit ſüßer Gewalt ſeinen Beiſtand zu ſich hinüber. In dieſem, rein wie das Sonnenlicht gedachten, heldenmäßig geſchriebenen Briefe iſt nun jene Stelle, die man, aus dem Zuſammenhange einer ernſten Herzensſituation geriſſen, buhleriſch-niedrig mißdeutet hat. Eloiſe könnte mit ihr vor dem Thron des Herzensverkündigers erſcheinen, und würde gerade da mit ihr vielleicht den höchſten Siegeskranz erhalten. Nicht an- oder vorüberfliegende Gedanken und Erinnerungen verdammen; ſondern Gedanken, die *wir* lieben und nähren. Ein Herz, das jede Bemäntelung wegwirft, das ſich ſelbſt Unrecht thut, um, trotz aller menſchlichen Verehrung, vor ihrem Geliebten nicht beſſer zu erſcheinen, als der Allwiſſende ſie ſehe, iſt nicht dieß das reinſte, größeſte Herz? Ob viele männliche Seelen ſolcher Bekenntniſſe fähig ſeien, iſt zu zweifeln. „Ich will nicht, daß, wenn du mich zum Kampf aufrufſt, du ſagſt: „in Schwachheit werde die Tugend vollendet; es werde niemand gekrönt, der nicht kämpfe.“ „Ich verlange keine Siegeskrone: genug iſt mir's, der Gefahr zu entweichen. Sichrer iſt dieß, als der Kampf. In welchen Winkel des Himmels mich Gott ſetze, bin ich zufrieden. Dort beneidet keiner den andern, wo Jedem das Seinige genug iſt.“

Heldenmüthige Bekennerin! wegwerfend alle Heucheleien. Die höchste Erhabenheit ist reine Wahrheit.

Abälard tröstet sie — schwach; er schickt ihr ein Gebet, das sie für ihn und sich thun solle. Aber auch diese Formel konnte Eloisen nicht genügen. Ohne mit einer Silbe an ihren Kummer weiter zu denken, fordert sie von Abälard eine Ordensregel für ihr Geschlecht. Dieß, sagt sie, habe noch keine Regel; alle seien für die Männer gemacht: die weibliche Natur fordre eine eigene, ihr angemessene, lindere Regel. Mit eben so viel Zartheit als Kraft zeigt sie hievon die Gründe, enthüllt sehr anständig die Schwächen und Gefahren ihres Geschlechts, und spricht von der äußern heuchlerischen Werkheiligkeit mit Sprüchen der Bibel und der Väter, wie Luther. Vor allem warnt sie, daß der Stifter solcher Regel das Ideal der Vollkommenheit nicht über die menschliche Natur hinaussetze; dem Weibe sei's genug, wenn es zur männlichen Tugend gelange; eigentlich sei ihr Zweck häusliche Tugend. Mehr als Aspasia spricht in diesem Briefe; eine Priorin und Aebtissin, die so viele Jahre hindurch das weibliche Herz kennen gelernt hatte und von Ordensregeln ungekränkt in der ganzen Jugendstärke des Alterthums dachte.

Davon nun durfte Abälard sich nicht zurückziehen; als Stifter Paraklets mußte er unterweisen, lehren.

Er ſchrieb für's Kloſter; Eloiſe hatte ihren Zweck erreichet. Man ſchickte ihm Probleme zu, die es ihm oft ſchwer ward aufzulöſen. Hätte ihn dieſe dankbare Arbeit, die mit ſo viel Liebe empfangen ward, genüget! Bald aber zog er ſich einen neuen Feind zu, und Eloiſe war daran die unſchuldige Urſache.

Von ihrem Ruhme, von der geprieſenen Zucht, Ordnung und Gelehrſamkeit der Zöglinge des Paraklets angelockt, kam der heilige Bernhard, das Kloſter zu beſehen, vielleicht auch — Fehler darin zu finden, da er ein geheimer Feind Abälards war. Er fand keine; vielmehr mußte er, wider ſeinen Willen, die Weisheit und den ſchönen Anſtand aller Einrichtungen Eloiſens bewundern; mit der größeſten Hochachtung gegen ſie ſchied er aus dem Kloſter. Ein Ausdruck war ihm auffallend geweſen, der ihm als eine Neuerung vorkam, das Wort transſubſtantial; Eloiſe gab Abälard von dem Beſuche Nachricht und meldete ihm unbefangen auch dieſes. Natürlich würde ein andrer, der Bernhards großes Anſehen und ſeinen Charakter kannte, das Wort oder die Anmerkung darüber haben fallen laſſen; er hätte ſich am Lobe begnüget. Abälard nicht alſo. Er ſchrieb an Bernhard einen heftigen Brief, rettete das getadelte Wort, bezüchtigte ihn viel mehrerer Neuerungen in dem von ihm aufgerichteten Orden, und machte ihn ſich dadurch

zum unversöhnlichen Feinde. Bald trat eine Ketzerklage gegen Abälard aus dessen längst geschriebenen Schriften auf; ein Concilium ward zusammen berufen, Abälard vorgefordert, verdammt, und wiewohl der Papst auf seine Erklärung die Sache niederschlug, und man ihm sonach nichts anhaben konnte: so war einmal doch das Ketzer-Makel auf ihn geworfen. Bitter und verdrußvoll zog er sich in's Kloster Clugni, wo ihn der ehrwürdige Abt, Petrus Venerabilis, wie ein Engel und Patriarch aufnahm. Hier verlebte er seine letzten Jahre ruhig und fromm, aber überdrüssig des Lebens; er erkrankte; um bessere Luft zu genießen, wurde er nach St. Marcell gebracht, wo er — starb. Trauriger Lebenslauf! Der Unglückliche war zu schwach, die harten Schicksale, die ihn eines Jugendfehlers wegen trafen, zu ertragen; er unterlag ihnen.

Sobald Eloise seinen Tod erfuhr, (der ehrwürdige Abt meldete ihn ihr selbst ehrerbietig) meldete sie den alten Wunsch Abälards, im Paraklet zu ruhen. Er ward ihr gewähret; zur Nachtzeit begleitete ihn Peter, der Ehrwürdige, selbst dahin und verrichtete selbst die Exsequien mit gerührtem und rührendem Andenken. Auf Bitte der Eloise fertigte er ein Absolutorium des Verstorbenen aus, das mit großen schönen Buchstaben geschrieben über sein Grab gehängt ward. Zwanzig Jahre überlebte ihn Eloise, verehret und geliebt, ein

Muſter ihres Standes. Sie ſtarb 1163 den ſiebenzehnten Mai an einem Sonntage. Neben Abälard ward ſie begraben.

Das folgende Gedicht hebt ihren Charakter in ihren eigenen Worten aus Reden und Thaten hervor. Agathe und Agnes ſind nicht erdichtet; ſie lebten in ihrem Kloſter, Nichten Abälards, von ihr erzogen und gebildet. Die Kenntniß der Alten und die Liebe zu ihnen, die im Paraklet herrſchte, iſt nicht Dichtung; Eloiſe lebte in den Alten; die gelehrten Sprachen waren Studien im Paraklet; zum Andenken Eloiſens ward noch viele Jahre nach ihrem Tode der Pfingſtgottesdienſt griechiſch gehalten. Lucan und Seneca, ſcheint es, waren Lieblingsſchriftſteller dieſer geiſtigen Heldin, offenbar ihres Inhalts wegen, an welchem ſie ihr Gemüth erhob und ſtärkte. Bei dem außerordentlichen Schickſale, das ſie traf, bedurfte ſie die Denkart außerordentlicher, großer Seelen; daher iſt auch ihr Styl männlich, kräftig, eher rauh als geglättet; in jedem Zuge der Gedanken eben ſo zart als beſtimmt, ein tiefer Zeuge innerer Herzenswahrheit. Keine Zeile in Pope grenzt auch nur von fern an ihre Denkart.

Drei ſchwere Probleme hat Eloiſe in ihrem Charakter aufgelöſet oder vielmehr drei Vollkommenheiten, vielleicht im feinſten Lichtpunkt, gezeiget: weibliche

Liebe, weibliche Stärke, weibliche Hoheit. Die Liebe nämlich, die ſich vergiſſet und nur im Geliebten exiſtiret, die in ihm Leiden und Freuden fühlet. Ihn zu erfreuen, ihm zu helfen iſt ſie da; in ihm nur iſt ihr Beſitz, ihr Genuß, ihre Wohnung. Die höchſte weibliche Stärke zeigte ſie, auch bei den herbſten Unfällen, Reſignation, durch die ein Weib Alles vermag. Dieſe Reſignation hält ihre Sinne zuſammen, ihren Muth und geſunden Verſtand aufrecht. Indeß der Mann ſich leicht verwirrt und damit ſelbſt verlieret, nimmt ſie aus den Händen des Schickſals, was da kommt, und gebraucht es thätig. Dadurch überwindet ſie, auch im Verhaßteſten, das Schickſal. Die höchſte weibliche Hoheit endlich iſt Wahrheit; Wahrheit, die von keiner Schminke, von keinem falſchen Selbſtlobe weiß, und falſchen oder ſchlechten Ruhm auch von andern nicht duldet. In dieſem Gefühle vermag das Weib Dinge zu ſagen oder zu thun, die der Mann nicht zu ſagen oder zu thun weiß, wenn ſie entfernt von jeder Anmaßung aus angeborner oder angebildeter Größe, aus Herzensreinheit handelt. Die falſchen Tugenden und Verdienſte ihres Standes, des Chriſtenthums ſelbſt, waren Eloiſen höchſt zuwider; durch ſolche wollte ſie, wäre es auch im Himmel, keine höhere Stelle oder Belohnung. Ihr Summum der Weiblichkeit war Manneskraft in jeder zarten

und ausdauernden Güte des Weibes. Daß ſie ihren beſchimpften, geſchmähten, verfolgten, ſauren, unleidlichen Abälard nie ſinken ließ, daß in ihr immer, von keinem Flecken getrübt, ſein reines, hohes Jugendbild ſchwebte, daß keine Urtheile der Welt ſie anfochten, darin das kleinſte zu ändern, vielmehr, auch angebetet in ihrem Kreiſe, vor ihm verſchwand, indem ſie ihn, nur Ihn aufrecht zu halten, emporzuheben ſuchte; dieſe nie welkende, nie verblühende Jugendkraft und Tugend

è del Donnesco la cima.

Ränien.

Agnes und Agathe.

Nichten Abälards

von Eloiſen im Kloſter Paraklet als ihre Töchter erzogen

vor

Eloiſens offenem Sarge.

Agathe.

Flöten ſollten ertönen am Grabe der liebenden Heldin,
Die auch im heil'gen Gewand Griechin und Römerin war,
Sappho-Cornelia ſie! Sophonisbe! — — Nein, Eloiſe —
Süßerer Name für uns, höherer Name für ſie!

Cloiſen nenne das Lied, dem der Hain und das Thal horcht;
Schweigend nennet ihn ſtets unſer verwaiſetes Herz.

Agnes.

Nimm die Harf', o Agathe, wie ich die Laute. Wir ſingen
In die Saiten, die uns liebend die Mutter gelehrt,
Ihre Schickſale, — nein! die hohe männliche Seele,
Die ſie in Thränen uns oft, oft im Triumphe vertraut.
Ach, daß ihr Ohr uns hörte! (Man ſagt: die Seele des Todten
Weil' im Gehör;) ſie ſelbſt ſegnete unſern Geſang.

Agathe.

Bis die Glocke ſie ruft und die tiefauftönende Orgel,
Und der Chor ſie empfängt und das geweihete Grab,
Laß uns erwecken die Stimme der Sanftentſchlafenen. Laute!
Fließt in Tönen dahin, wie ſie die Himmliſche ſprach.

Agnes.

„Ewig ward er geliebt von mir, der Jugendgeliebte,
In deß göttlichem Geiſt ich ein Elyſium ſah,

In des holder Geſtalt mir alles Schöne der Vorwelt
Glänzte; die Weisheit ſelbſt, glaubt' ich, ſie ſpräche durch ihn.
Griechen- und Römerweisheit erklang die liebliche Stimme,
Stimm' und Geberde klang tief in der Schülerin Herz.
Alle Augen hingen an ihm; mich neideten alle Frauen; an Ruhm ging er Helden und Königen vor.

Unſer Jugendtraum umfaſſet Welten;
Ach! auf ihrem langen Lebenswege
Bleibt ein ewigſüßes Angedenken
Sterblichen der kurze Jugendtraum."

Agathe.

Liebend gab ſie ſich ihm. „Gott weiß es, Abälard liebt' ich,
Nichts als ihn; er ſelbſt war mir die reineſte Luſt.
Ihm zu gefallen, ſein mich werth zu machen, vergaß ich Alles; das Härtere war ſtets das Geliebtere mir.
Als er die Hand mir bot zum Gemahle: „Abälard, ſprach ich,
Abälard, du mein Gemahl? Ende den liebenden Scherz.
Was iſt Eloiſe zu der, der ſie dich entzöge?

Sokrates winket dir zu: „Bleibe der Lehrer der Welt!“
Offen ſtehn dir die Pforten des Ruhms, die Ehren der Kirche;
Und ich verſchlöſſe ſie dir? Wähne mich nimmer ſo klein.
Feil iſt die Dirne, die Reichthum freit, und Ehren und Stand freit;
Wer mehr bietet, dem giebt ſie ſich ſo williger hin.
Böte Cäſar-Auguſt mir die Kaiſerhand und die Welt an;
Abälards Buhle wär' ich höher als Cäſars Gemahl.
Aber das Schickſal ruft und die Pflicht ruft: „Keine Genoſſin,
Als die Göttliche, der ſelbſt dich der Himmel erkohr.
Alles gäb' ich um dich; du biſt mir Alles; in dir nur
Lebt Eloiſe; ſie lebt, wenn du die Geiſter erhellſt.“

Agnes.

Doch der erzürnte Oheim drang, die Thräne des Greiſes
Rührte den Jüngling; ach! — und er vertrauete ihr;
Kannte die Furie nicht, die in ſchwarzer nächtlicher Höhle
Lauret und lang' anglüht ihren verderbenden Brand.
Traurig erſchien ihr Hymen; mit Schmerz-weiſagenden Thränen,

Dunkler Ahnungen voll gab ſie die Hand dem Gemahl.
Meine Laute verſtummt der unmenſchlich-grauſamen Rache;
Meine Lippe verſtummt —

Agathe.

Zorn, du wüthende Furie,
Entſtiegen der Hölle, mit dir die tückiſch verborgene
Rachſucht, und Tiſiphone, du,
Der gekrönte Stolz,
Mit dem Mordſtahl brechen ſie ein, gerüſtet
Zu Unthat, Gräuel und Schmach,
Verrätheriſch unter der Hülle der ſchaudernden Nacht;
Schänden den heiligen Schlaf, verbitternd
Des Lebens Kelch
Unwiderruflich;
Grauſam trennend Gemahl und Gemahl
Streuen ſie Funken ewig-kränkenden Hohns
Mit der Hölle Gelächter.
Nächtlich lagen vor Abälard itzt die Pfade des Lebens;
Seinen blühenden Kranz deckte mitleidiger Spott.
Wilde verzweifelnd wie Bekecynthia's tobender Atys
Sah' er den Himmel ſchwarz, vor ſich den offenen Schlund.

Agnes.

Aus dem Sturme der Welt floh er in den Hafen der Kirche.

Agathe.

Aus dem Sturme der Welt trieb er die Gattin voran.
„Abälard, sprach sie beschämt, durchglüht vom heiligen Schamroth,
Dein Mißtrauen, Gemahl, stieß mir den Dolch in das Herz.
Wärst du zur Hölle geeilt, voran dir hätt' ich mit Freuden,
Wenn es dein Wink gebot, mich in die Gluten gestürzt.
Und du wähnetest: Ich — wie Loths rückſehende Säule
Weilete hinter dir; Freund, ich erröthe für dich!
Nichts that ich um Gott; ich erwarte keine Belohnung;
Alles that ich um dich, Alles aus Liebe zu dir.
Nicht in meinem Busen, in deinem, einig in dir ſchlug
Mein Herz; nirgend iſt's, wenn es in deinem nicht ſchlägt.“

Agnes.

Horch, die Glocken ertönen. Der erste Puls — Benedeiung!
Ave der Seele, sie stieg frei in ein lebendes Grab.
Als zum Altar sie trat, wie ein Opferlamm, mit der Blüthe
Geistiger Jugend geschmückt, zart in gefälligem Reiz,
Sie, das Wunder der Zeit, die des Jünglings süße Gesänge
Jeder Cythere genannt, jedem gesungen in's Herz,
Griechin, Römerin sie, die Vielbeneidete! standhaft
Trat sie hinan und sprach, sprach mit gebrochenem Laut:
„Großer Gemahl! Unwürdige ich, dein Gatte zu werden!
„Hatt' auf ein solches Haupt so harte Rechte das Schicksal?
„Warum gab ich die Hand dir frevelnd? den ich in Elend
„Stürzen sollte! Dafür dann nimm die büßende Strafe,
„Die freiwillig ich leiden werde."
Sie kniete nieder,
Rollender Thränen Fluth ward von dem Schleier erstickt.

Agathe.

Und ſie verſagte ſich Alles. Sie hatte gewählt, was im Leben
Ihr das Gehaßteſte war, und ſie ertrug es mit Muth.

Agnes.

Nur das Vergeſſen nicht ihres Geliebten. „Lange vergaß er,
Sprach ſie, die Wankende mich, die ſich im Grame verlor,
Schülerin, Weib, die Geliebte, die Liebende, ach! und des Jammers
Urſach, die ich in ihm tauſendfach ſchmerzend empfand.“

Agathe.

Nein, er vergaß ſie nicht. Berecynthia jagte den Armen
Jetzt auf den lehrenden Stuhl, ferne vom lehrenden Stuhl
Hin in die Wüſte. — —
Siehe die Schweſtern kommen. — Ihr Schweſtern,
Singet des Stifters Lob, ſinget der Stifterin Ruhm.

Hier in der Wüſte fand er vor der Schlange des Neides
Ruh; und ein Gotteshaus flocht er mit eigener Hand.
Dankbar weihet' er es dem Geiſt, dem himmliſchen Tröſter.

Chor der Schweſtern.

Noch umſchwebet uns hier ſchützend der tröſtende Geiſt.

Agathe.

Auch in der Einöd' ſpähet' ihn bald die lernende Schaar aus;
Akademia ward dieſes geweihete Thal.

Chor.

Akademia blieb unſer geweihetes Thal.

Agathe.

Selige Tage verlebt' er hier im Schutze des Tröſters;
Jünglinge bauten mit ihm, und er [illegible] ſie.

Chor.

Uns erbaut' er, und wußt' es nicht, eine Hütte der Zuflucht,

Uns den Tempel, den er himmlischem Troste geweiht.

Agnes.

Eloisen erbaut' er hier die Hütte der Zuflucht,
Ihr den Tempel, den er himmlischem Troste geweiht.
Frech von kühner Gewalt aus ihrer Zelle gestoßen,
Fand mit den Schwestern sie hier Abälards heiliges Thal.
Wie im Triumph übergab der Geliebte der Leidenden alles,
Wie im Triumphe genoß Gatte des Gatten Verdienst.
O wie verwebt das Geschick der Menschen Freuden und Leiden!
Was die Thräne gesä't, erndtet ein lieblicher Dank.

Chor.

Was die Thräne gesä't, erndtet ein ewiger Dank.

Agathe.

Zur Akademia blühte nun auf die heilige Wüste;
Jahre verliehen, was sonst mühend ein Säkulum giebt.
Fürsten, Könige, selbst in Rom der heilige Vater
Ehrten den Namen, der hier unsre Gebieterin war.

Pallas Tochter! Erzählt, ihr Schweſtern, was ſie uns lehrte,
Was ſie mit liebendem Ton tief in die Herzen uns ſprach.

Eine Schweſter.

Keuſchheit des Herzens, ſie iſt aller Tugenden Mutter;
Rein von außen zu ſein, läutre den Geiſt und das Herz.

Die zweite.

Hell nur dienet man Gott. Der höchſte Geiſt, der ein Licht iſt,
Liebet hellen Verſtand, liebt ein verſtändiges Herz.

Die dritte.

Aeußeres iſt nur Schein; am Scheine grübelt der Heuchler;
Der die Herzen erforſcht, kennet das Schwerere, Sein.

Die vierte.

Unverſehens komme, was kommen mag! Ich erblinde
Gerne der Zukunft. Furcht ſtöre das Hoffen mir nie!

Agnes.

Alſo erzog ſie uns. Eine Schule weiblicher Tugend
Ward Paraklet, ein Sitz häuslichgeſelliger Zucht.
Von der früheſten bis zur ſpäteſten Hora der Andacht
Wechſelten Fleiß und Ruh, Hören und ſüßes Geſpräch.
Unſre geringe Koſt, ſie würzten große Gedanken,
Die in friſcherer Welt Hellas und Roma gedacht.
Unſre geringe Tracht, von frohem Fleiße gewebet,
Iſt der Genüge Bild älterer, weiſerer Zeit.
Domina, Dank ſei dir, die nie uns über die Menſchheit
Hob, die das weibliche Herz ſtärkte zu männlichem Muth.

Chor.

Domina, Dank ſei dir, die uns in thätiger Wahrheit
Zeigte die ſtärkſte Kraft, übte den zarteſten Sinn.

Agathe.

Horch! die Glocken ertönen. In Paaren ſammlet das Volk ſich;
Braut und Bräutigam will ehren das bräutliche Paar.
Streun ſie nicht Blumen voran? Mit Rosmarin und der Myrthe

Traurig geſchmückt. Wohlauf! ſinget den Thränengeſang:
„Hymen, komm, Hymenäus! Zur Ruheſtätte des Troſtes!
Hebe die Fackel nicht, ſenke ſie weinend hinab.“

Chor.

Hymen, komm, Hymenäus! Zur Ruheſtätte des Troſtes!
Hebe die Fackel nicht, ſenke ſie weinend hinab.

Agnes.

Als vom Jammer erkrankt der Märtyrer nichts als die Gruft ſah,
Seinen Leiden ein Ziel, ſeiner Verfolgungen Rand,
Wünſcht' er zu ruhen bei uns. Eloiſe, mächtigen Herzens,
Rufte zum Leben ihn auf, geiſtig zu leben für uns.
„Ach, an deinem Grabe mit Weinen, Murren und Klagen,
Trübe, verwirrten Sinns, dient man dem Ewigen nicht.
Lebe für uns!“

Chor.

Er lebe für uns in reicher Belehrung.
Ave des Stifters Geiſt! Ave der Stifterin Herz! —

Agathe.

Zwanzig Jahre ruhet er hier; die Jahre, sie säumten,
Wo die Vermählete sich täglich zum Himmel erhob
An des Entkörperten Gruft. Wie Flammen, so ziehn sich
Geister und Geister, es ziehn Herzen und Herzen sich an,
Ueber das Grab hinüber. Die letzten Glocken ertönen:
Hört, die tiefeste ruft: „Domina, Domina, komm!
Komm zur Ruhe! — “ Das Volk drängt an; es nahen die Fackeln;
Schwestern, was schenken wir ihr, in die hochzeitliche Gruft?
Ich eine Rose, vom Dorne gesproßt; sie war es im Leben.

Agnes.

Ich ein Vergiß uns nicht! auf amaranthener Au.

Chor der Schwestern.

Nimm die Fülle der Blumen, den immergrünenden Epheu,
Veilchen und Rosmarin, Myrthen und Aloe hin.

Weinende Lilien bleiben uns hier, und die ernſte Cypreſſe —
Mutter, vergiß uns nicht auf amaranthener Au!

Chor der Kirche.

Kommt, ihr heiligen Engel Gottes,
Traget ſie auf euren Flügeln;
Eure reine Schweſter traget
Vor des Ew'gen Angeſicht.

Der Verzeihende iſt Richter,
Der Vergelter wird vergelten;
In ihm ſchlägt ein Herz voll Liebe,
Ein geprüftes Menſchenherz.

In des großen Königs Reiche
Lebet Alles. Jede Prüfung
Lohnt mit immer reicherm Lohne,
Jede Tiefe führt empor.

Stimmen.

1. Aus der Tiefe heben
Unſre Seufzer ſich;
2. Auch im Thränenthale
Tönet Lobgeſang.

Agathe.

Und ſie verſagte ſich Alles. Sie hatte gewählt, was im Leben
Ihr das Gehaßteſte war, und ſie ertrug es mit Muth.

Agnes.

Nur das Vergeſſen nicht ihres Geliebten. „Lange vergaß er,
Sprach ſie, die Wankende mich, die ſich im Grame verlor,
Schülerin, Weib, die Geliebte, die Liebende, ach! und des Jammers
Urſach, die ich in ihm tauſendfach ſchmerzend empfand.“

Agathe.

Nein, er vergaß ſie nicht. Berecynthia jagte den Armen
Jetzt auf den lehrenden Stuhl, ferne vom lehrenden Stuhl
Hin in die Wüſte. — —
Siehe die Schweſtern kommen. — Ihr Schweſtern,
Singet des Stifters Lob, ſinget der Stifterin Ruhm.

Hier in der Wüſte fand er vor der Schlange des Neides
Ruh; und ein Gotteshaus flocht er mit eigener Hand.
Dankbar weihet' er es dem Geiſt, dem himmliſchen Tröſter.

Chor der Schweſtern.

Noch umſchwebet uns hier ſchützend der tröſtende Geiſt.

Agathe.

Auch in der Einöd' ſpähet' ihn bald die lernende Schaar aus;
Akademia ward dieſes geweihete Thal.

Chor.

Akademia blieb unſer geweihetes Thal.

Agathe.

Selige Tage verlebt' er hier im Schutze des Tröſters;
Jünglinge bauten mit ihm, und er [illegible]

Chor.

Uns erbaut' er, und wußt' es nicht, eine Hütte der Zuflucht,

Da war er nicht mehr! Psyche entschwand sich frei
Der Hülle Fesseln; höher und höher hob
Ueber die Wolken der Erde
Der entbundene Fittig sich.

Er war ein Weiser, welcher zum Hochaltar
Der liebevollen sanftern Menschlichkeit
Ihm vertrauende Jünger
Führte, mit Eifer und Zartgefühl!

Ihm galt die Weisheit ohne die Liebe nichts.
Die kalte Weisheit, welche mit Worten nur
Füllet die Höhlen des Hauptes,
Aber den Busen nicht sanft durchglüht;

Ihm galt nur Wahrheit, mühsam erspäht' er sie;
Und nahm sie dankbar, ob sie der Orient
Darbot oder der Abend,
Ob sie der Heide, der Christ ihm bot! —

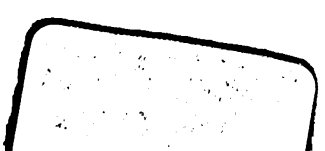
Das wahre Schöne, welches dem Guten sich
So innig anschmiegt, füllt' mit Begeisterung
Ihm den schwellenden Busen
Und mit Begeisterung sprach er's aus.

Den Lenzgefilden ſchöner Vergangenheit
Entpflückt' er Blüthen, wand für die Gegenwart
Sie zu duftenden Kränzen —
Schmückte mit eigenen Blumen ſie!

O windet Kränze! weiht dem Entſchlafenen
Des Dankes Zähre; bauet ein Denkmal ihm,
Das kein Regen verwittert, —
Das nicht hinſtürzt der Sturm der Zeit!

Baut ihm ein Denkmal! Huldigt der Menſchlichkeit
Und reicht ihm Kränze, Schönes und Gutes nur!
Höhere Duldung und Liebe
Weihet Herdern zum Ehrendenkmal.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Zent.-Ant., 14.2.1984
[FIEDLER]

882625